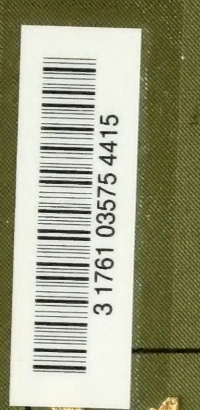




Waldjugend.



von

Peter Rosegger.



Ill. v. A. Mailick.











Waldjugend.





Geschichten
für junge Leute von 15 bis 70 Jahren

von

Peter Rosegger.

Mit zahlreichen Text-Illustrationen und 10 Vollbildern

von

Alfred Mailick.

Siebzehntes Tausend



Leipzig * Verlag von L. Staackmann * 1912

Vorwort.

Wenn die frohen Weihnachten kommen, oder andere Feste, zu denen man lieben jungen Menschen ein Buch kaufen will, so steht man oft recht ratlos da. Kinder- und Jugendschriften übergenug, aber junge Leute von fünfzehn Jahren aufwärts lassen sich nicht gerne wie Kinder behandeln, ihnen ist das Belehrtwerden, das fortwährende Anspielen aufs Bravseinsollen zuwider, sie merken in den Jugendbüchern zu sehr den Schulmeister oder Hofmeister und kneifen aus.

Vielleicht wäre etwas Wahres dran, wenn man sagte, daß es Jugendschriftsteller eigentlich gar nicht zu geben brauchte, daß jeder Schriftsteller und Dichter, der sittlich anregend in einfacher und klarer Weise für das Volk schreibt, auch Jugendschriftsteller ist. Der Erzähler mache Welt und Leute nicht besser als sie sind, aber er zeige sie von ihrer besten Seite. Und wenn doch auch einmal ein Wichtling vorkommt, so sorge der Darsteller für eine gute Abfuhr und laß ihn tüchtig auslachen. So paßt es für die Leser überhaupt und für die jungen ganz besonders. — In ähnlichem Sinne meinen es wohl auch jene Mütter. Väter, Lehrer und Erzieher, die mir so oft nahe gelegt haben, aus meinen Schriften eine Auswahl für die reifere Jugend zu machen und die mir sogar jene Aufsätze und Erzählungen bezeichnet haben, die nach ihrer Meinung sich am besten für junge Leser und Leserinnen eignen. Nach solchen Ratschlägen, und auch nach eigenem Prüfen und Erwägen habe

ich dieses Buch zusammengestellt. Es ist also nicht eigens für die Jugend geschrieben worden, es ist ein Stück meiner einstigen Waldjugend und auch meiner zweiten Jugend, die mir in meinen Kindern aufgestanden. Das Buch soll für jeden passen, der ein warmes naturfrohes Herz hat, stehe er nun in einer fünfzehnjährigen oder in einer siebzigjährigen Jugend.

Zu Ehren der lieben Leser habe ich das Werk mit schönen Bildern schmücken lassen. Es hat sich dazu ein Künstler gefunden, der dem alpin Volkstümlichen und meinen Dichtungen warmes und verständnisvolles Interesse entgegenbringt und der auf dem Schauplatze der Waldjugend selbst die Stoffe und Skizzen seiner Bilder aufgenommen hat.

So mag ich nun im Festgewand ein fröhlich' Plaudern halten, sei es mit dem jungen Leser zur Kurzweil im Spiele der goldenen Zeit, sei es mit dem ältern zur Labe und Versöhnung im Ernste des Lebens.

Krieglach, im Sommer 1897.

Der Verfasser.



Als ich nach Emaus zog.

Am Ostermontag, wenn der Gottesdienst vorüber ist und im Waldlande die Leute beim Mittagsmahle sitzen, kommt es vor, daß einer sagt: „Heut' ist Ostermontag, heut' sollen wir nach Emaus gehen.“ Und fast allemal entgegnet ein anderer: „Nach Eb'naus (eben aus) gehen, das ist bei uns im Gebirg' eine Kunst.“ Aber der strenge Hausvater verweist: „Gescheiterweis' reden! Heilige Sach' ist kein Spaß!“

Am Vormittag haben sie es bei der Predigt gehört, daß nach dem Tode Jesu die Jünger gar vereinsamt und betrübt umhergegangen seien, immer nur an den Herrn und Meister denkend, der ein paar Tage früher gekreuzigt und begraben worden war. Und als sie die Straße entlang gingen, die nach Emaus führte, da begegnete ihnen der Gekreuzigte leibhaftig und grüßte sie: „Der Friede sei mit euch!“ also daß sie wußten, er ist von den Toten auferstanden. — Dessen gedenkt man im Waldlande frommen Sinnes, und sei es nun auf der Bergstraße oder im Thale draußen, irgendwo

steht doch ein Wirtshaus, und das ist das Emaus, nach welchem man an diesem Tage pilgert. — Jenem, der still beschaulich zwischen den grünen Saaten dahinschreitet, unter dem Gesange der Vögel, die auf den treibenden Zweigen sich schaukeln, und der in den milden Sonnenäther des Himmels aufschaut, Sehnsucht im Herzen, dem begegnet der Auferstandene mit dem Gruße: „Der Friede sei mit dir!" — Jenen, die nach ernsten Berufsarbeiten zur feiertägigen Erholung in heiterer Geselligkeit dem Wirtshause zuwandeln, sei es Freund mit Freund, sei es Bursche mit Mädchen in ehrsamer Neigung, sei es der Geigenspieler und der Pfeifenbläser zur hellen Osterfreudigkeit, denen begegnet der Herr und grüßt sie: „Der Friede sei mit euch!" — Dem aber, der mit frömmelnder Miene, Schlimmes sinnend, nach „Emaus" schleicht, dem begegnet der Heiland nicht — doch möglicherweise etwas anderes.

Zur Zeit, als ich ein Knabe von etwa zehn Jahren war, wollte mein Vater einmal in der Fasten einen eingewanderten vacierenden Tagwerker aufnehmen; es gab zu solcher Zeit eigentlich nicht mehr Arbeit in der Wirtschaft, als wir mit unserem Gesinde selbst verrichten konnten, doch mein Vater meinte: „Arbeitet er schon nicht viel, so soll er uns wenigstens fasten helfen. Wo will er denn sonst hingehen, jetzt? Hat auch schon einen grauen Bart."

„Ist selber schuld," antwortete die Mutter, „warum balbiert er sich nicht. Der Tritzel gefällt mir nicht, sie sagen ja, er wäre schon einmal eingesperrt gewesen."

„Mußt nicht alles glauben, was sie sagen. Die Leut' thun alleweil gern andere noch schlechter machen, als sie selber sind."

„Und der Tritzel gefällt mir nicht," wiederholte die Mutter, „er hat einen krummen Blick."

„Einen krummen Blick hat er, weil er schielt,“ sagte der Vater, „und fürs Schielen kann der Mensch nicht.“

„Da hast freilich wieder recht,“ darauf die Mutter, „und wenn er jetzt im Märzen keinen anderen Platz findet, und er auf der freien Weid' müßt' liegen, da mögen wir ihn doch lieber nehmen.“

Also war es verabredet worden. Aber bei der Aufnahme konnte mein Vater nicht unterlassen, den Tagwerker zu fragen: „Bist du nicht einmal in der Keichen (im Arrest) gesessen?“

„Ja, das ist gewiß,“ antwortete der Tritzel.

„Was hast denn angestellt?“

„Schon etwas der Müh' wert, das magst dir denken, Waldbauer. Mir ist nicht zu trauen, mir!“

„Darf man's wissen?“

„Warum denn nicht! Im Arzbachgraben bin ich ein armer Kleinhäusler gewesen.“

„Deswegen werden sie dich doch nicht gestraft haben!“ rief mein Vater.

„Armut ist halt ein Verbrechen,“ versetzte der Tritzel sehr tiefsinnig. „Und weil ich meine Steuer nicht hab' zahlen können, so sind die Pfändersleut' gekommen und haben mir meine Kuh wegtreiben wollen. Die lass' ich nicht! schrei' ich, und hau' dem Pfändersmann eine ins Gesicht. Alsdann haben sie anstatt der Kuh mich fortgetrieben und eingesperrt.“

„Dem Pfänder hast Eine gegeben!“ lachte mein Vater auf „Na, bleib' halt da, Tritzel.“

Der Alte zog — aber so, daß es mein Vater nicht merkte — das runzelige Gesicht schief, blinzelte mit den falben Wimpern und murmelte in seinen Bart: „Ein Gusto, wie sich der anplauschen laßt! — Ja, freilich bleib' ich.“

Und abgemacht war's.

That dann der alte Tagwerker Tritzel zuerst ein bissel Schnee schaufeln bei uns um den Hof herum, dann ein bissel Streu hacken, hernach ein bissel Dung führen mit der Schiebtruhe in den Garten hinaus. Dabei that er mit uns fleißig die vierzigtägige Fasten halten und ein sittsames Leben führen. Als die Ostern nahten, gab mein Vater zu verstehen, daß der Tritzel nun im Frühjahr wohl auch anderweitig einen Platz finden würde, und jetzt war es meine Mutter, die sprach: „Weil er uns hat fasten helfen, der Tritzel, so kann er uns auch essen helfen; wer weiß, wo er sonst sein Weihfleisch und die Osterkrapfen finden kunnt."

Also blieb der alte, graubärtige Bursch' über das Osterfest in unserem Hause, aß sich gewissenhaft satt und führte gern christliche Gespräche. So sagte er am Ostermontag beim Mittagsmahle: „Heut' sollen wir nach Emaus gehen. Gehst mit, Bübel?"

Die Frage war an mich gerichtet. „Ja, nach Emaus ginge ich mit!"

„Versteht sich!" begehrte die Mutter auf, „Kinder ins Wirtshaus!"

„Waldbäuerin," versetzte der Tritzel ernsthaft, „vom Wirtshaus ist keine Red'. Bei mir schaut das Christentum anders aus. Der Gang nach Emaus ist ein heiliger Gang. Ein heiliger Gang, meine liebe Waldbäuerin! Wir gehen zu der Kreuzkapellen hinauf, dort werden wir den Heiland sicherer finden, als im Wirtshaus — will ich meinen."

„'s selb' wär' eh wahr," gab mein Vater bei, und ich durfte mit dem Tritzel gehen.

Die Kreuzkapelle stand etwa eine halbe Stunde von uns, weiter oben im Gebirge, auf einem Waldanger. Wenn der Wetterwind ging im Sommer und dort das Glöcklein geläutet wurde, konnte

man bei uns im Hof den Klang hören. In der Fastenzeit war die Kapelle ein beliebter Wallfahrtsort, kamen an jedem Freitag aus Nah und Fern Andächtige herbei, zündeten vor dem lebensgroßen Kreuzbilde, das in der Kapelle über dem Altare stand, Lichter an, beteten, legten bescheidene Opfergaben hin und gingen erleichterten Herzens wieder nach Hause. Da in der Nähe dieses Andachtshauses keine Menschenwohnung war, so ging täglich von den Waldbauernhäusern ein altes Weiblein hinauf, um die Kapelle zu öffnen, zu schließen und das Glöcklein zu läuten.

Das war also unser Emaus, zu welchem der alte Tagwerker Tritzel und ich auszogen — ein heiliger Gang, wie der Alte unterwegs wiederholt versicherte.

Der Weg ging über Wiesen, durch Wäldchen hinan, war stellenweise noch mit schmutzigen Schneekrusten belegt, stellenweise rann die Gieß, und stellenweise ging es über aperen Rasen. Bei jeder Wegbiegung blickte ich scharf aus, ob uns nicht der liebe Heiland entgegenkäme. Endlich sah ich von ferne aus dem Schachen hervortretend die Gestalt; sie schwankte langsam heran, kam immer näher, und als sie ganz nahe, war es nicht der liebe Heiland sondern das alte Weiblein, welches mit dem Schlüssel von der Kapelle kam.

„Jetzt wird doch einmal schön' Wetter werden," redete sie der Tritzel an.

„Ja, Zeit wär's," sagte die Alte und trippelte fürbaß.

Als wir sie nicht mehr sahen, sagte der Tritzel: „Das ist sauber, jetzt hat uns die gewiß die Kapellen zugesperrt!"

„Ich lauf' ihr nach, daß sie wieder zurückgeht," war mein Vorschlag.

„Ah geh', hast denn du kein Herz für alte Leut'!" verwies er

mir, „den Weg etlichemal hin und wieder machen, wie ein Hundel! Die geht nicht mehr auf ihren ersten Füßen wie du! Wir werden uns schon helfen.“

Bei einer Wegzweigung fragte mich der Tritzel: „Geht's da links nicht hinauf zum Schützenhof?“

„Ja, da geht's hinauf zum Schützenhof.“

„Ist's wahr, daß er soviel Sachen haben soll, der alte Schützenhofer?“

„Ja, sie sagen, daß er reich ist,“ war die Antwort.

„Nachher kommt der Schützenhofer in die Höll'. Die Reichen müssen alle hinab,“ sagte der Tritzel. „Aus Nächstenlieb' sollte man machen, daß sie in den Himmel kommen.“

„Ist eh wahr,“ gab ich bei.

Endlich kamen wir auf den Waldanger. Da lag der Schatten, nur die Baumwipfel standen im Sonnenschein. Auf dem Anger gab es noch Schnee, auch auf dem Dache der Kapelle lag er und ließ am Rande tropfende Eiszäpfchen herabhängen. Als wir dem Eingange nahe kamen, zog der alte Tritzel den Hut vom Haupt und glättete mit der anderen Hand sein graues Haar. Dann drückte er an der Thürklinke. Da gab nichts nach, und er blickte mich betroffen an.

„Ja, weil sie zugesperrt hat,“ sagte ich.

„Freilich hat sie zugesperrt, du Narr, sonst wär' es offen!“ schnarrte er mich an. Das war mir zuwider. Folgerichtig war mein Wort und seines ebenfalls, aber warum denn so anschnarren!

Er ging rings um die Kapelle, als suche er einen zweiten Eingang. „Schau du!“ rief er plötzlich, „da ist ein Fenster. Der Laden geht auf, so! Es ist zwar nicht groß, aber eine Spindel wie du kann hinein!“



„Eine Spindel wie ich," war mein Aufbegehren; „nein, da schlief' ich nicht hinein!"

„Ei freilich schliefst hinein, Buberl. Nachher schiebst von innen an der Thür den Riegel weg und laßt mich ein: wir knien uns hin vor das Kreuz und beten eins miteinand'."

Vor das Kreuz hinknien und beten, das war freilich gut, denn ich hatte den gekreuzigten Jesus sehr lieb und wollte ihm mit dem Gebet eine Freude machen. Ich ließ es also geschehen, als der Tritzel mich emporhob, ins Fenster steckte und tapfer nachschob, weil es doch ein bißchen eng herging an diesem Himmelspförtlein. Ein Ruck, und ich kollerte drinnen hinab. Auf einen Schrei, den ich ausgestoßen, fragte er draußen: „Hast du dir weh gethan?"

„Weiß nicht, es ist ganz finster," war die Antwort, denn ich konnte es nicht sehen, ob das Nasse an den Nüstern Blut war oder etwas anderes. Hernach machte ich mich an die

Thür. „Schieb' den Riegel zurück!" rief draußen der Tritzel.

„Es ist kein Riegel," berichtete ich nach längerem Umhertasten.

„Lalli! Wird doch ein Riegel sein. Jedes Schloß hat einen Riegel."

„Aber das ist ein eisernes, und man kann nicht dazu."

„Ein eisernes — Du verdammt! hätt' ich bald gesagt, christlich Weih' ausgenommen." Also er draußen. Und fuhr fort: „Wart', Buberl, greif' ans Fenster. Da hast eine Zündholzschachtel. Damit zündst die Kerzen an, die auf dem Altar stehen. — Raspel nur, raspel! Aber du raspelst ja auf der verkehrten Seiten, wo das Weibsbild pickt! Auf der rauhen mußt raspeln! So! Brennt's schon? Richtig, brennt schon, bist ein Buberl, ein braves. Kannst noch Meßner werden, du, oder gar Pfarrer und Bischof, und noch ein bissel später Papst. Ei, das wohl! — Du, Buberl, weil du schon drinnen bist, geh schau, siehst auf dem Altar kein zinnernes Schüsserl nicht stehen?"

„Ja," antwortete ich, „und sind mächtig viel Kreuzer und Groschen d'rin."

„Hat's die Alte accurat wieder stehen lassen!" sagte der Tritzel draußen in grollendem Tone. „Wenn man halt nicht überall nachschaut! Auf die alten Weiber ist hell kein Verlaß. Für was geht sie denn Brot sammeln bei den Bauern, wegen Kapellendienst, wenn sie doch aufs Geld nicht schaut! Schandbare Leichtsinnigkeit! Mach', Bub, gieb's heraus! Das Schüsserl sollst mir herausgeben, das zinnerne Geldschüsserl!"

Jetzt, das kam mir nicht ganz richtig vor.

„Kirchen ausrauben?" sagte ich endlich.

„So ist's! Kirchen ausrauben kunnten sie, die Schelm', wenn man das Geld thät stehen lassen da in der Kapellen!" sprach der

Tritzel. „Kirchengut muß man wahren. Geh, Buberl, gieb's heraus, schau, ich g'lang schon." Reckte den Arm zum Fensterchen herein und krabbelte mit den langen, hageren Fingern in der Luft umher.

„O nein," war mein Bescheid, „Kirchen ausrauben thu' ich nicht."

„Kindisch, wer redet denn von so was! Bei dem heiligen Gang so dumm reden! Dich wird unser Herrgott noch einmal recht strafen! Dem Herrn Pfarrer tragen wir das Geld hinab. Der Herr Pfarrer hat mich gebeten, daß ich ihm von der Kreuzkapellen das Geld möcht' holen."

„So hol's, Tritzel."

„Wenn ich aber nicht hinein kann. Und du bist schon drinnen. Willst in den Himmel kommen?"

„Ja freilich."

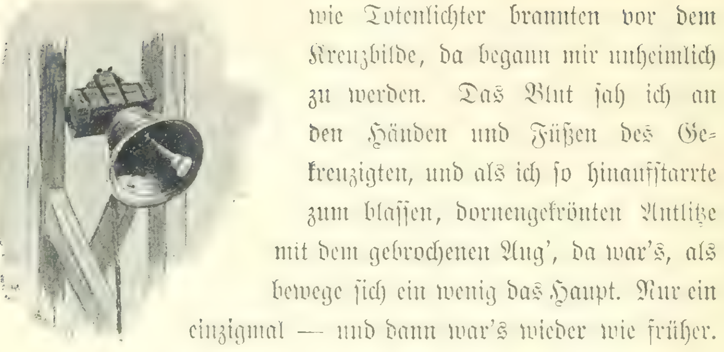
„So gieb mir das Geld heraus!"

Ein kleines Weilchen überlegte ich, da war's, als flüsterte irgendwo jemand: „Thu's nicht! Thu's nicht!" Und laut war mein Schrei: „Nein, ich thu's nicht!"

„Waldbauern-Bübel, mach' keine Geschichten!" schmeichelte er draußen. „Dem Herrn Pfarrer muß man das Wort halten. Kannst ihn auch einmal zu brauchen haben. Steig' nur auf die Betbank und gieb's heraus. Verstreu' nichts, jeder blutige Kreuzer ist heilig! Na, mach', Bürschel, mach'! Kriegst nachher was von mir!"

Es half ihm aber nichts. Und als er das endlich einsah, ging er fluchend von dannen. Der Boden knarrte, da er über den Schnee hinschritt gegen den Wald.

Ich war in eine trotzige Stimmung gekommen, ohne eigentlich recht zu wissen, warum. Als es jetzt aber ganz stille war in der dämmerigen Kapelle, und die zwei von mir angezündeten Kerzen



wie Totenlichter brannten vor dem Kreuzbilde, da begann mir unheimlich zu werden. Das Blut sah ich an den Händen und Füßen des Gekreuzigten, und als ich so hinaufstarrte zum blassen, dornengekrönten Antlitze mit dem gebrochenen Aug', da war's, als bewege sich ein wenig das Haupt. Nur ein einzigmal — und dann war's wieder wie früher.

Mein Versuch, vermittels eines Betpultes zum Fenster wieder hinauszukriechen, mißlang; so faßte ich den vom Türmchen niederhängenden Glockenstrick und hub an zu ziehen, aber nicht gleichmäßig, sondern mit heftigen Zügen und in Absätzen, wie man die Feuerglocke läutet. Als die Erschöpfung kam, setzte ich mich auf die Altarstufen und wartete auf meinen Retter.

Es erschien weder der Tritzel, noch jemand anderer. Schreien und Schluchzen, neues Zerren am Stricke. Vor Weinen und Läuten endlich ganz matt geworden, mußte mich der Schlaf übermannt haben. Als ich wieder zu mir kam, flackerte vor dem starren Kreuze nur noch eine Kerze in den letzten Zügen, die andere war niedergebrannt und ausgelöschen. Zum Fenster schaute die Nacht herein. Neu erwachende Angst gab mir zugleich neuen Mut; ich kletterte wieder auf die Betbank, zwängte mich durch das



Fenster, diesmal zuerst den Kopf und den rechten Arm hinaus, und jetzt ging es. Ich fiel in den Schnee, blieb aber nicht lange in demselben liegen, sondern lief wegshin. Der Boden war gefroren, der Himmel sternenbesäet. Was ich bei all' diesen Unternehmungen gedacht habe, weiß ich nicht — sehr viel kaum; wenn der Mensch so viel thut, hat er nicht Zeit zum Denken. Nun aber, als ich über die Felder hinablief und von weitem ein zuckendes Lichtlein sah, das immer näher kam, dachte ich: Am Ende kommt mir jetzt der liebe Heiland entgegen. — Und er war's. Voran schritt ein Knecht vom Schützenhof mit Laterne und Glöcklein, hinter ihm drein der Pfarrer in Chorrock und Stola, an seinem Busen das Sakrament bergend. Allsogleich kniete ich am Wegrande nieder, wie es Sitte ist, und bat um den Segen.

Der Pfarrer blieb stehen und sagte: „Das ist ja der Waldbauernbub. Warum bist du noch aus so spät in der Nacht?"

Hab' ich denn erzählt, daß der Tagwerker Tritzel mich in die Kreuzkapelle gesteckt, um ihm das Opfergeld herauszulangen, und weil ich es nicht thun wollen, er mich im Stiche gelassen hätte.

„O dieser Spitzbub'!" rief der Knecht vom Schützenhofe aus. „Aber heut' ist sein Krügel 'brochen. Hat den Ostermontag, wo die Leut' im Wirtshaus sitzen, nicht unbenützt lassen wollen. Von der Kreuzkapellen in den Schützenhof, dort beim Bodenfenster einsteigen, Kästen ausrauben, vom Bauer derwischt und niedergeschlagen werden — ja, mein lieber Waldbauernbub, das sind Geschichten! Und jetzt ist der Tritzel just beim Sterben. Um den Geistlichen geht's ihm, ich glaub', diesmal ist's sein Ernst. Und so bin ich halt gelaufen bei der Nacht. Jetzt rucken wir wieder an, er wird hart warten."

Der Pfarrer gab mir den Segen, dann schritten sie weiter. Noch lange sah ich das Lichtlein dahingleiten, bis es endlich zuckend zwischen dem Gestämme des Waldes verschwunden war.





Als ich das Ofenhückerl war.



Warum es so frostig wird heut-
zutage? Warum wir ge-
froren sind? Weil wir keinen
ordentlichen Ofen mehr bauen können.
Allen Respekt vor den schwedischen und
russischen Öfen, vor den Berliner und
Meißner Öfen, gar zierlich sind sie und ein
Zimmerschmuck und alles mögliche, aber so recht
gemütlich? — So recht gemütlich ist nur der große,
breite, behäbige Kachelofen mit seinen grünen oder braunen

Augenreihen, mit seinem Holzgeländer und seiner Ofenbank. Die Ofenbank, wo die Kindheit und das Alter hocken, das Enkelein und die Großmutter — und die alten Märchen!

Daheim in meinem Vaterhause, da stand so einer! Ganz hinten in der linken Stubenecke, wo es immer etwas dunkel war. Über der breiten Ofenbank, die sich um ihn herumzog, war eine Reihe viereckiger Plattkacheln, und darüber in weißem Lehm eingefügt die runden Kacheln mit hervorquellenden Bäuchen, in welchen sich die lichten Stubenfenster mit ihren Kreuzen spiegelten. Der Ofen strebte breit auf und wölbte sich oben in Kacheln sachte zusammen. Wenn man fragte, wie alt er sei, so antwortete der Vater: „Mein Ähndl wird ihn haben setzen lassen, oder der Urähndl.“ Freilich wurde jeder kleine Schaden an ihm sofort verkleistert und mit weißem Lehm übertüncht, freilich wurden ihm fast alle Samstage die großen Augen gewaschen, so daß er immer jung und frisch in die Stube schaute. Umfriedet war er von dem leiterartigen Geländer, an das die Mutter unsere frischgewaschenen Hemden zum Trocknen hing. Denn warm war es bei diesem Ofen immer, selbst im Sommer, wo sonst der Brunnentrog warm und der Ofen kalt zu sein pflegt. Er wurde überhaupt nie kalt und es mochte sein wie es wollte, es mochte regnen oder schneien oder winden — auf der Ofenbank war's immer gut. Und wenn draußen der Sturm toste in den alten Fichten und der hölzerne Hirsch an der Wand klapperte, und wenn die Blitze bleckten, daß die ganzen Berge über dem Graben drüben grün und gelb waren, und wenn der Donner schmetterte, als breche schon der Dachstuhl nieder mitsamt dem Giebel und seinen Schwalbennestern, da dünkte mich die Ofenbank der sicherste Ort, wohin das Verderben so leicht nicht reichen könne. Kurz, die Ofenbank war mir der trautsamste Mittel=

punkt des heimatlichen Nestes. Lange Zeit hatte ich mein Bett auf derselben. Ich lag auf der Ofenbank, als ich so klein war, daß im Munde noch der „Zutzel“ und zwischen den Beinen noch die Windel stak; ich lag auf der Ofenbank, als ich so krank war, daß die Mutter mich dem Himmel gelobte, wenn er mich nicht zu zeitlich nähme (das wurde später rückgängig, weil das Geistlichwerden Geld kostete). Ich lag auf der Ofenbank, als ich so dumm war, allmorgentlich die Oberlippe mit Seife einzureiben, damit der Schnurrbart endlich wachse. Ich lag auf der Ofenbank viel später, als der Bruder Jakob mir den Bart wegkratzte, weil er mir zuwider war. Und wenn ich in früheren Zeiten dort so lag, da hörte ich manchmal hinter den Kacheln drin leise das Feuer knistern, wenn die Mutter morgens eingeheizt hatte, es wurde wärmer, aber es wurde nicht schwül um mich. Es wurde nie kalt und es wurde nie heiß, und wenn mir einer so einen alten Kachelofen plump und unförmig schimpft, so stelle ich seinem Leben nach. Denn über den besten Freund unseres Hauses lasse ich nichts kommen.

Er gab uns nicht allein Wärme, er gab uns auch Brot. Alle zwei Wochen einmal war Backtag. Man kennt die Stattlichkeit der Brotlaibe bäuerlicher Abkunft; solcher Laibe ihrer vierzehn hatten nebeneinander Raum auf dem glühheißen Steinboden drinnen.

Während der Ofen also das Brot buk, hatte unsere Mutter ein besonderes Heil mit ihm. Da durfte kein feuchter Lappen in seiner Nähe hängen, da durfte in der Stube keine Thür und kein Fenster aufgemacht werden, damit kein ungeschaffenes Lüftchen den braven Ofen anwehe und seine Frucht etwa beeinträchtige. Zwei Stunden lang dauerte die Backzeit und da war es in der Stube allerdings so, daß nicht bloß die Bilder schwitzten auf dem Hausaltare, sondern auch alle Fenster — selbst im hohen Sommer.

Die Fenster sind sonst nicht so wie unsereiner, der im Sommer schwitzt; die Fenster schwitzen im Winter, wenn's drinnen wärmer ist als draußen. Aber beim Backen gab's eine Ausnahme. Einmal stieß in solch' heikler Stunde des Backens der Wind ein Fenster auf; was geschah? Die Brotlaibe, die schon angefangen hatten, aufzuschwellen, fielen in sich zusammen und blieben spickig wie ein Klumpen Schmer. Nicht ein so großes Löchelchen im Innern des Laibes, daß man ein Haferkorn, geschweige eine Erbse drin hätte verstecken können! Damals hat die Mutter geweint. Wir aßen das Brot in der Suppe wie sonst. „Wenn's den Laib im Ofen nicht auftreibt, so treibt's den Magen auf," heißt es, und so war's auch.

Am Backtag gab's für mich kleinen Buben allemal eine säuerliche Freude. Denn bevor das Brot in den Ofen kam, mußte ich hinein. Aber zum Glücke nicht nach dem Feuer, sondern vor demselben. Da war's etwas staubig drinnen und rußig und ganz finster. Mit einem Besen aus Tannenreisig hatte ich den Steinboden des Ofens auszufegen, Kohlen, Asche fortzuschaffen und dann die großen Holzscheiter übereinander zu schichten, die mir die Magd zum Ofen hineinsteckte. Ich weiß nicht, ob die Spanier im Mittelalter auch so geschichtet haben: zuerst eine Brücke gerade aus, darüber eine Brücke in die Quere, dann wieder eine gerade aus und eine in die Quere u. s. w. So baute ich den Scheiterhaufen und so brennt's am besten. Die Scheiter waren anderthalb Ellen lang und als das Gebäude aufgeführt war bis fast zur Wölbung, da engte es sich arg, und da kroch ich ringsherum, zu sehen, oder vielmehr zu tasten ob es gut war — und dann zum Loch hinaus.

Zum Lohn für solch' finstere Thaten bekamen wir Kinder jedes ein frisch gebackenes Brotstritzlein, welches wir gleich in noch dampfendem Zustande verzehrten. Theoretisch kriegt man vom

Genusse frisch gebackenen Brotes die Kolik, praktisch bekamen wir drei Stunden darauf nichts als Hunger.

Wie die Scheiter gebaut wurden, ist schon gesagt worden. Alsdann den Stoß anzünden, brennen lassen, ausgluten lassen, die Glut mit einem Krückel auseinanderstieren, dann herauskratzen und endlich mit der Ofenschüssel, einer langbestielten Holzscheibe, die kugelrunden Teigklumpen hineinschießen.

„Einschießen,“ ja, das war der Ausdruck dafür. Ich vermute, die Mutter hat während dieses Einschießens allemal ein heiliges Gelöbnis gemacht: Einen Rosenkranz extra will sie beten, oder einem Bettler besonders will sie ein großes Stück Brot schenken, wenn's gelingt. Denn wie ich schon angedeutet — allemal gelang es nicht.

Einigemal lieferte uns der Ofen etwas besonders Gutes. Ein strudelartig breit und dünn ausgewalzter Teig wurde in den heißen Ofen geschossen; nach einiger Zeit kam die Platte heraus, hatte eine bräunliche Farbe und war hart und spröde wie Glas. Schon das war fein zu knuspern. Nun kam aber die Mutter, zerkleinerte mit dem Nudelwalzer knatternd diese Scheibe aus Mehl, that die Splitter in eine Pfanne, wo sie geschmort und geschmälzt wurden. Das war hernach ein Essen! Scharlbrot wurde es genannt. Ich habe diese ganz eigenartig wohlschmeckende Speise sonst nirgends wieder gefunden.

Der Ofen hatte auch noch andere Verpflichtungen: er dörrte das Korn, bevor es in die Mühle kam. Denn da oben im Gebirge will's nicht recht trocknen, und so mußte das Korn auf den heißen Boden hinein, wo es mit den langstieligen Krücklein fortwährend umgerührt wurde. Desgleichen dörrten wir im Ofen auch das „Hablam“ (Heublum, trockene Blüten- und Samenabfälle des Heues),

aus welchem ein sehr geschätztes Mehl für Mastvieh vereitet wurde. Auch Kirschen, Heidelbeeren und Schwämme machte uns die Ofenhitze solchermaßen tauglich zum Aufbewahren für den Winter. „Die ausgetrockneten Früchte halten länger als die vollsaftigen!“ sagte das steinalte und spindeldürre Everl, als die junge Martel auf der Bahre lag. Das Everl dachte dabei vielleicht an die schwere heiße Lebenszeit, von der es selber ausgetrocknet und gedörrt worden war, wie der Ofen die Pflaume dörrte.

Einmal — und das ist's, was ich eigentlich erzählen will — spielte es sich, als sollte in unserem großen Ofen auch Fleisch gebraten werden.

So um Allerheiligen herum war ein junger, schlank gewachsener Vagabund zu uns gekommen. Ich weiß nur noch, daß er sehr lange Beine hatte und im Gesicht eine platte Nase und darunter eine Hasenscharte. Er schien soviel als erwachsen, hatte aber das Stimmlein wie ein Knabe. Und mit diesem Stimmlein fragte er ganz hell und grell meinen Vater, ob er über den Winter dableiben dürfe?

„Das ledige Herumzigeunern ist halt nur im Sommer lustig,“ antwortete ihm mein Vater. „Nun, wenn du dreschen willst, so kannst bleiben. Kost und Liegerstatt wirst dir doch verdienen.“

Der Bursche war nicht blöde, that gleich, als ob er bei uns zu Hause wäre, und beim Nachtmahl erzählte er laut, daß er vor kurzem in einer Gegend gewesen sei, wo es ein sehr gutes Essen gab: das Kraut wäre verzuckert gewesen, der Sterz mit Wein geschmalzen und die Knödeln wären durch und durch schwarz gewesen vor lauter Weinbeerln.

Darob wurde der Junge ausgelacht, und unser Stallknecht sagte: „Die Sachen wären ja nicht zuwider, aber anders gemischt

müßten sie sein: Zum Sterz die Weinbeerln, zum Wein der Zucker und zu den Knödeln das Kraut. Hernach sagte der Kaunigl — so nannte sich der Bursche mit seinem Kinderstimmlein — er habe auch schon Schwabenkäfer in Buttertunke gegessen, die seien sehr gut! worauf ihm mein Vater den Rat gab, er solle stille sein.

Nach dem Essen zog der Kaunigl ein Büschel Spielkarten aus der Hosentasche, mischte es kundiger Hand, warf für drei Personen ein Spiel aus und blickte fast erstaunt umher, ob denn keiner mitthun wolle? Ich lugte hin nach den leicht geschweiften Karten mit dem geeichelten Rücken und den bunten Figuren, die der Kaunigl so glatt abzulegen und so schön pfauenradförmig in der Hand zu halten wußte. Ich wollte schon anbeißen, da fuhr der Vater drein: „Weg mit den Karten! Morgen ist Armenseelentag! (Allerseelen.) Denkt's auf's Beten!"

Am nächsten Tage, während der Vater in der Kirche war, saßen wir, der Kaunigl und ich, in der Flachskammer und spielten Karten. Ich mußte erst die Karten kennen lernen, aber merkwürdigerweise wurde ich mit den zweiunddreißig Kartenfiguren viel leichter vertraut, als ein Jahr vorher mit den vierundzwanzig Buchstaben. Leider kam die Mutter um einen Rocken für ihr Spinnrad, sie verdarb alles. „Aber Buben!" sagte sie, „derbarmen euch die armen Seelen nicht, daß ihr so was treibt am heutigen Tag?" Wir verzogen uns. Aber der Hasenschartige hatte mir's schon angethan. Er wußte und konnte allzuviele merkwürdige Sachen, die noch dazu verboten waren!

An einem der nächsten Tage hockten wir im Heustadl auf einem Futterhaufen und spielten wieder Karten. Ich hatte solche Fortschritte gemacht, daß mir nicht bloß die Figuren, sondern auch schon sehr viele Spiele bekannt waren. So thaten wir „zwicken",



„brandeln", „mauscheln", „bettlerstrafen", „königrufen", „grün'Buben suchen", „pechmandeln", „mariaschen" und anderes. Weil kein Tisch war, so legten wir die Karten auf's Knie, zwickten sie zwischen die Beine, und der Kaunigl steckte seine Trümpfe sogar einmal in die Hasenscharte. Keuchte jählings das alte Everl die Leiter herauf. Wir verhielten uns im dunklen Raum mäuschenstill, aber sie hatte uns doch bemerkt. „Buben!" rief sie, „was thut's denn, Buben?"

„Beten," gab der Kaunigl zur Antwort.

„Ja, beten! Mit des Teufels Gebetbuch, gelt?“ rief das Weiblein. „Wißt's es nit, daß der Vater das Kartenspiel nit leiden mag? Wird euch schön sauber der Schwarze bei den Füßen packen und in die Hölle hinabschleifen.“ Somit war's mit dem Spiel wieder aus. In die Höll' hinabschleifen, das wär' so etwas!

Am nächsten Sonntage machte der Kaunigl den Vorschlag, daß ich mit ihm in den Schachen hinausginge, damit wir bei unserer Unterhaltung endlich einmal Ruh' hätten. Aber es regnete und es schneite und es ging ein kalter Wind, also daß ich der Einladung nicht nachkam. Ob ich aus Papier wäre? piepste hierauf der Kaunigl, daß ich fürchten müsse, vom bissel Regen aufgeweicht zu werden und auseinanderzufallen! Im Wassergraben habe er seiner Tage am besten geschlafen, und so wie er schwarze Erde mit Brennesseln esse, wenn er sonst nichts habe, so wolle er sich in Ermangelung eines Betzeuges nackend in Schnee einwickeln, und ich solle lieber in der Mutter ihren Kittel hineinschliefen. — Aber schon an demselben Nachmittage kam der Kaunigl mit etwas anderem, was ich in der Lage war, anzunehmen. Die Stube war besetzt vom Vater, welcher an der Wanduhr etwas zu basteln hatte und von den Knechten, die ihre Schuhe nagelten. In den übrigen Winkeln des Hauses war es auch nicht sicher, also in den Ofen hinein! In demselben war ein Holzstoß geschichtet, wir krochen hinter den Stoß. Nachdem der Kaunigl den Deckel des Ofenloches zugezogen, zündete er die mitgebrachte Kerze an, that die Karten hervor und wir huben an. Gemütlicheres giebt's gar nicht auf der Welt, als in einem großen Kachelofen bei Kerzenbeleuchtung „brandeln“ oder „zwicken“ oder „mariaschen“. Die rötlich gebrannte Mauer, die schwarzen Kachelhöhlen um und über uns bargen und huteten, und nun waren wir doch einmal sicher und konnten „jabeln“

oder „manscheln“ oder was wir wollten, bis in die späte Nacht hinein. Durch die Kacheln von der Stube her hörten wir ein Surren; sie thaten laut das Tischgebet beten, der Kaunigl warf die Blätter auf ein „Brandeln“ aus. Wir spielten um Geld. Gewann er, so blieb ich schuldig, gewann ich, so blieb er schuldig. — Just hatte ich wieder ein schönes Blatt in der Hand: zwei Könige und drei Säue und den Schellschneider, der Trumpf



war — da klirrte plötzlich der blecherne Ofenthürdeckel. Das Licht war sofort ausgeblasen und wir verhielten uns still, wie zwei tote Maulwürfe. Jetzt geschah etwas Unvorhergesehenes, etwas Schreckliches. Vor dem Ofenloche stand das gedörrte Everl und fuhr mit einer Spanlunte herein in den Holzstoß, der zwischen uns und dem Ausgange war. Die Flammen leckten an den Scheitern hinauf. Ich zwischen durch und mit einem kreischenden Schrei hinaus, daß das alte Everl vor Schreck in den Herdwinkel fiel. Dem Kaunigl ging's nicht so gut, dem spießten sich die langen Beine, er konnte zwischen Wand und Scheiterstoß nicht sofort heraus,

der Rauch verschlug den Atem und schon hörte man nichts mehr von ihm.

„Der Kaunigl ist drinnen!“ schrie ich wie verzweifelt, da wurde mit dem Sterkrampen der brennende Holzstoß, Scheit um Scheit herausgerissen auf den Herd, und schließlich wurde mit demselben Krampen ein Häuflein Mensch herausgezogen, das ganz zusammengekauert wie eine versengte Raupe war und dessen Kleider bereits an mehreren Stellen rauchten.

Zwei Schöpfpfannen Wasser goß ihm das Everl ins Gesicht, da wurde der Kaunigl wieder lebendig.

Als jetzt auch einige Spielkarten zum Vorschein kamen, da kannte sich das Everl gleich aus. „Was hab' ich denn gesagt, Buben!“ so redete sie, „hab' ich nicht gesagt, ihr kommt's mit dem verflixten Teuxelszeug in die Höll'? Im Fegfeuer seids nu schon gewesen.“

Mein Vater wollte den Burschen davonjagen, that's aber nicht, weil der Bursche nicht darauf gewartet hat. Wo der Kaunigl anders zugesprochen, das weiß ich nicht; jedenfalls konnte er eine neue Erfahrung zum besten geben: Er hatte nicht allein Schwabenkäfer in Buttertunke gegessen, in Wassergräben geschlafen, sich nackend in Schnee gewickelt, er hatte auch im Feuerofen Karten gespielt.

Mir war von diesem Tage an der alte große Ofen auf lange nicht geheuer; mit seinen grünen Augen schaute er mich so drohend an: Bübel, wirst noch einmal Karten spielen, während die anderen beten?!

Erst als ich wieder brav geworden war, ganz ordentlich und fleißig, blickte mich der Ofen neuerdings freundlich an, und es war wieder so heimlich bei ihm wie früher. Später sind seine guten Augen erblindet, dann ist er in sich zusammengesunken wie ein Urgroßmütterlein, und heute geht's ihm, wie es bald uns allen ergehen wird — nichts mehr übrig, als ein Häufchen Lehm.

Als ich um Hasenöl geschickt wurde.



Im Jahre so und so viel hatten wir zu Pfingsten noch einen Kübel Schweinsfett vorrätig. Der Vater hatte ihn nicht verkauft, weil er meinte, die Mutter würde ihn zu Hause aufbrauchen, und die Mutter hatte ihn nicht aufgebraucht, weil sie glaubte, der Vater würde ihn ja verkaufen wollen.

Und während dieses wirtschaftlichen Zwiespaltes war das Fett ranzig geworden. Jetzt hätte es die Mutter gerne verkocht, allein so oft ein Sterz mit diesem Fette auf den Tisch kam, schnupperten die Knechte mit der Nase und sagten: Schusterschmer äßen sie nicht! Es war heilig ein echtes reines Schweinsfett und das wußten sie auch, und deshalb war es höllisch bösartig, daß sie solche Redensarten führten. Die Mutter war sonst ein sehr frohes und glückliches Weib, wenn aber ein Dienstbote über die Kost klagte, da wurde sie ganz verzagt und lud die anspruchsvollen Knechte wohl auch ein, sich nur selber einmal zum Herde zu stellen und mit den vorhandenen Mitteln eine Prälatenmahlzeit zu kochen. Unter Prälatenmahlzeit verstanden wir nämlich nichts Schlechtes.

Nun hatten wir zu dieser Zeit eine alte Einlegerin im Hause, die für alles einen guten Rat wußte. Sie war zwar auf beiden Augen blind, sah aber doch gleich, was da zu machen war.

„Ein schlechtes Schweinschmalz hast, Bäuerin!" rief sie kecklich aus, „ranziges Schmalz kaufen sie nur noch in der Apotheken, sonst nirgends nit und gewiß auch noch!"

Ja, die Apotheke, das ist wahr. Die hat im vorigen Jahre auch Gamswurzeln genommen und Arnikablumen und gedörrte Hetschepetsch, die nimmt alles, was schmeckt (riecht), die nimmt auch das Schweinschmalz. Und ich, der zwölfjährige Hausbub, bin hervorgesucht worden, um am Pfingstmontag zeitlich in der Früh das Kübelchen beim Henkel an den Stock zu hängen und so über der Achsel hinabzutragen nach Kindberg in die Apotheke. Und bei dieser Gelegenheit sollte ich auch etwas anderes besorgen.

Da hatten wir zur selbigen Zeit einen alten Weber in der Einwohne, der nahm, wenn keine Arbeit war, oft den Kopf in beide Hände, brummte schier unheimlich vor sich hin und sagte dann

zu dem, der just da war: „Mensch, ich werde ganz blöd. Just, als hätte ich ein Hummelnest im Kopf, so thut's brummen, weiß der Ganggerl, was das ist. Immer einmal ganz dumm komm' ich mir vor, das ist mir jetzt schon zu dumm!"

Und antwortete ihm nun auf einmal die alte Einlegerin: „Wenn du dumm bist, Hartl, so mußt du dir mit Hasenöl die Schläfe einschmieren."

„Alte Tudl, wo soll ich denn Hasenöl hernehmen?" begehrte der Weber auf.

„In der Apotheke kriegt man's," lautete ihr Bescheid, und so sollte ich nun für den Weber Hartl um zwei Groschen Hasenöl einkaufen in der Apotheke zu Kindberg. Hasenöl? Geben denn diese Tiere auch Öl, so wie der Leinsamen und der Rüps? Natürlich wird's so sein, denn wenn's kein Hasenöl gäbe, so könnte man ja keins kaufen.

Als ich nach langem Marsche gegen Mittag mit meinem Küblein in die lateinische Küche zu Kindberg kam, hieß es dort, Schweinsfett brauche man jetzt nicht, und wäre es auch ganz frisch.

„Es ist aber nit frisch!" versicherte ich, „es schmeckt schon!"

Dann sollte ich nur in die Apotheke nach Bruck hinabgehen! meinte der Herr lachend, ich aber dachte: Wenn du mir kein Schweinsfett abkaufst, so kaufe ich dir kein Hasenöl ab — und machte mich auf den Weg. — Daß es aber so lange Straßen geben kann auf der Welt, wie dieser Weg war bis Bruck! An beiden Seiten des Thales Berge und Gräben, das Wasser einmal rechts und dann links und dann wieder rechts; ein Dorf ums andere, dieses hatte einen Kirchturm, jenes keinen, in manchem Wirtshause gab es Musik, in manchem helles Geschrei; mancher Wanderer lallte taumelnd des Weges dahin, mancher ruhte friedsam

im Straßengraben — und immer so fort. Allzumal muß auch erzählt werden, daß die Sonne sehr heiß schien, und mein Schweinsfett hinter dem Rücken Fluchtversuche machte, wie später an den Spuren auf meinem Rock zu bemerken war.

Bruck ist eine Stadt. Ich hatte noch nie eine Stadt gesehen. Ein vielgereister Handwerksbursche hatte bei uns einmal erzählt, Wien, Paris und Bruck wären die größten Städte der Welt und in Bruck stände das achte Weltwunder: ein eiserner Brunnen.

Auf dem Wege zu solchen Merkwürdigkeiten wird man nicht müde. Die Sonne ging schon hinter den Berg hinüber, als ich mit meinem Küblein einzog in die große Stadt Bruck. Mein erstes war, dem eisernen Brunnen nachzufragen, denn auf dieses Wunder war ich vor allem gespannt. Welche Enttäuschung, als aus einem rostigen Gitterwerke ein Brunnen herausrann, ganz wie jeder andere auch — von Wasser, und nicht von Eisen!

Die Apotheke ließ sich auch nicht lange suchen, stand doch der heilige Josef mit dem Knäblein an die Thür gemalt und der steht, das wußte ich schon, immer bei den Apotheken. Da drinnen war ein altes weißköpfiges Männchen mit Brillen, die es dazu benützte, über oder unterhalb derselben schalkhaft auf mich herzublicken, als ich mein Schweinsfett ausbot, das Pfund um sieben Groschen. Er fragte, ob Safran in der Butten wäre, worauf ich eine Weile that, als besänne ich mich.

„Na na," näselte das Herrlein, „wenn du deine Schmiere nicht gern giebst, so geh' nur gleich wieder!" Da ließ ich sie ihm ab. Er wog das Küblein mit einer unendlichen Gleichgültigkeit, das gab gerade drei Pfund, das Holz wie das Fett zahlte er pro Pfund zu fünf Groschen. Der Kübel wurde in eine dunkle Nebenkammer getragen, leichten Herzens bin ich von ihm geschieden. — Und nun

um zwei Groschen Hasenöl! — Solle in einer Viertelstunde wiederkommen.

Ich war hungrig und durstig geworden, ging hinaus und suchte ein Wirtshaus. Es standen ihrer ein paar stattliche da herum mit großen Fensterscheiben, durch die schneeweiß gedeckte Tische zu sehen waren. Ich traute ihnen nicht recht. Wenn andere gute Wirtshäuser suchen, so ist das ihre Sache, ich für meinen Teil suchte ein schlechtes, war mir wohl bewußt, was draufgehen durfte. Glücklich fand ich das Gesuchte; die Stube war dunkel und voller Fliegen, die an den braunen, kleberigen Holztischen herumkrochen; das halbe Seidel Wein war lau und kamig, aber naß, und das genügte mir. Die Semmel von vorgestern war schon deshalb zweckmäßig, weil sie mehr ausgab als etwa eine von heute. Diese Genüsse verschlangen zu meinem nicht geringen Schrecken ein halbes Pfund Schweinsfett, und ich — als der bloß nach Kindberg Geschickte — durfte über das Kapital nicht verfügen.

In die Apotheke zurückgekehrt, gab es dort Leute. Ich hatte zu warten und setzte mich hinterwärts auf eine Winkelbank, von der aus schön zu sehen war, wie dieses ehrwürdige Geschäft, mit allerhand Mitteln die Leute gesund zu machen, betrieben wurde. Da kam jemand und verlangte Fuchsschmalz. Das alte Männlein langte einen schwefelgelben Tiegel vom Gesimse, stach mit einem zierlichen Schaufelchen ein Batzlein heraus auf ein Papier, legte es auf die kleine Wage: „So, Vetter, da sind vier Quintel Fuchsschmalz, kosten zwei Groschen.“ Hernach verlangte eine Frau Pillen. Eine andere bekam ein winziges Fläschchen. Ein Knabe begehrte Dachsfett als Mittel gegen den Kropf. Der Apotheker langte emsig nach dem schwefelgelben Tiegel auf dem Gesimse und gab, ähnlich wie früher, das Verlangte. Das fiel mir auf, er mußte sich

vergriffen haben, in diesem Tiegel war doch das Fuchsschmalz. Hierauf wurden Pulver angefertigt und kleine Schächtelchen und Fläschchen allerlei. Ein altes Weib kam hereingehumpelt, beklagte sich über die Gicht und ob sie nicht eine Gichtsalbe haben könne. „Gewiß, liebe Frau!“ sagte das Männlein, langte wieder nach dem schwefelgelben Tiegel und gab die Gichtsalbe heraus. Jetzt hub dieser schwefelgelbe Tiegel auf dem Gesimse an, mir unheimlich zu werden. Weil die Zeit verging und ich immer noch nicht bemerkt wurde, so trat ich endlich aus dem Winkel hervor und bat um mein Hasenöl.

„Ei ja richtig, Kleiner. Du bist auch da. Du bekommst Hasenöl!“ sprach freundlich das Männlein, nahm den Schwefelgelben vom Gesimse und stach mir gestocktes Hasenöl heraus.

Nach hatte ich das kostbare Mittel, welches in ein ganz kleines Tiegelchen gethan war, kaum geborgen in meinem verläßlichsten Rocksack, und es redlich bezahlt, als wieder ein Frauchen zur Thür hereinkam und fragte, ob frisches Schweinsfett zu haben wäre als Medizin?

„Vollkommen frisch!“ rief der Apotheker, „heute erst bekommen!“ und stach aus dem schwefelgelben Tiegel Schweinsfett.

Hierauf bin ich fortgegangen und habe gleich bei mir selber die Erfahrung gemacht, wie heilsam so ein bißchen Hasenöl ist gegen die Dummheit. — Fuchsschmalz, Dachsfett, Gichtpflaster, Hasenöl und Schweinsfett, alles in einem Tiegel! Jetzt erst ist mir klar geworden, welch' einen Schatz von köstlichen Arzneien ich in meinem Kübel aus dem Gebirge herabgeschleppt hatte.

Als ich von der Bruckerstadt fortging, lagen die Schatten der Berge schon weit in das Thal hinein. Meine Füße hatten sich in schwerem Schuhwerk heiß gegangen, auch das Athemziehen machte sich wichtig und es war, als ob mir jemand ein hartes Brett fest

an die Brust gebunden hätte. Nach Alpel war es bloß noch acht Stunden. Weil es etwas langsam voranging, so holte mich ein Fuhrwerk ein. Zwei klobige Pferde zogen einen großen Bauernwagen, auf dessen Vordersitz ein Bursche, etwa in meinem Alter, kutschierte. Der Wagen selbst war fast leer. Er war mit Lärchenschaufeln nach Bruck zum Faßbinder gefahren, auf dem Rückweg hatte er einen Sack Feldbohnen und einen Stock Salz aufgeladen; daneben war noch reichlich Platz für einen einfältigen Buben, der am Leiblein ein paar müde Beine hatte, hingegen aber in der Tasche die Salbe für Dummköpfe, die gescheit werden wollen. Ich war bereits so gescheit, um den Burschen auf dem Wagen anzurufen, ob er mich aufsitzen lassen wolle.

„Wohin willst du denn?“ fragte er fast vornehm von seiner Höhe herab.

„Heimzu.“

„So setz' dich auf, ich fahr' auch heimzu.“

Bald war der Bohnensack mein Kopfkissen und der Salzstock mein Schlafkamerad, der Fuhrmann schnalzte mit der Peitsche und es ging knarrend voran. — Viel weiß ich nicht von derselbigen Fahrt „heimzu“. Einmal, als ganz zufällig die Augen aufgingen, sah ich kohlschwarze Baumzacken in den nächtigen Himmel aufragen, welche ganz unheimlich ächzten, knarrten und holperten. Und dann wieder nichts.

Als ich erwachte, na, da war etwas! Da lag ich auf dem Wagen unter einem alten Holzschuppen, um mich war ein heller Tag, und eine fremde Welt. Eine schreckbar fremde Welt. Der rauschende Bach mit der Mühle daneben, das gemauerte Haus mit einer breiten, braunangestrichenen Thür, der Anger mit den Pferden und solcherlei war mir seltsam genug, noch unheimlicher





war etwas anderes. Dort hinter den Waldbergen stand breit und hoch etwas Weißes, Leuchtendes auf, fast ähnlich den mittägigen Sommerwolken, wie sie sich am Sehkreise emporbauen, wenn's nachmittags Gewitter giebt. Aber das stand so starr und ruppig und rissig da im Sonnenschein, und von unten hinauf sah es aus, als ob blauende Wälder sich hinanzögen, von steilen grauen Streifen überall unterbrochen. Und höher oben war alles wie purer Stein, der zerklüftet und zersprungen ist. Und so war es voran oben und so war es rechts oben und so war es links oben und überall die ungeheuere Höhe, daß mir schwindlig ward, als ich den Kopf so weit nach rückwärts bog, um hinauf zu schauen. Mein Lebtag hatte ich derlei nicht gesehen. Zum Glücke kam nun mein junger Fuhrmann, der fragte mit lautem Lachen, ob ich gut ausgeschlafen hätte. Vom Wagen gesprungen war ich schon, so rief ich nun voll Entsetzen: „Mensch, wohin hast mich geführt?"

„Heimzu!" lachte er, „da bin ich daheim."

„Wie heißt's denn da?"

„Da heißt's Tragöß," sagte er.

„Und das da droben? Was ist denn das lauter?"

„Die Berge meinst?"

„Nit die Berge, was hinter den Bergen so steht, das meine ich."

„Jeßtl!" lachte der Bursche und klatschte mit beiden Händen auf seine Knie, „das sind halt wieder Berge, noch höhere, dort ist die Pribitzen und hier ist der Hochturm, und du sollst jetzt ins Haus gehen Suppen essen."

So habe ich an jenem Morgen das erste Mal die hohen Felsenberge in der Nähe gesehen und jene Gegend, aus der mir fünfundzwanzig Jahre später der Geist zu meinem „Gottsucher"

aufgestiegen ist. Auf dem Tisch der Hausstube, in die der Junge mich geführt, stand schon die dampfende Suppenschüssel mit weißem Brote. Ich wollte aber den Löffel nicht in die Hand nehmen; ißt du, so gehörst du ihnen, mußt dableiben und weißt gar nit, wer sie sind. Von der Küche kam ein älteres Weib herein, das schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als es hörte, wie weit ich verführt worden war, und daß ich anstatt nach Krieglach im Mürzthale, nach Tragöß am Fuß des Hochschwabengebirges gekommen bin.

„Jetzt mußt erst recht essen, Bübel, daß du nachher heimgehen magst.“

„Frau Mutter, wie weit hab' ich denn heim?“

„Jetzt wart' einmal,“ antwortete sie und hub an, an ihren Fingern die Ortschaften und die Stunden abzuzählen, „ihrer zwölf Stunden wirst wohl brauchen bis ins Krieglach hinaus. Bist aber schon ein rechtes Tschapperl! So fest schlafen! Mein Seppel hat's freilich nit wissen können, wo du hinwillst, und hat sich gedacht, 's wird eh recht sein ins Tragöß herein. Aber das ist jetzt schon ein helles Kreuz. Mach' dir nur nichts draus, mein Wagen hat dich hergeführt und dein Schutzengel wird dich hinführen.“

Während sie mich so tröstete, war draußen in der Küche fortwährend ein klägliches Wimmern, und nun kam der Seppel herein und berichtete, das Katherl hätte halt wieder gar soviel Zahnweh.

„Was aber das Zahnweh für ein Elend ist!“ rief das Weib, ‚jetzt leidet das Kind schon die ganze Nacht wie eine arme Seel' im Fegfeuer. Alles haben wir schon angewendet: heiße Tücher aufgelegt, kaltes Wasser in den Mund gethan, mit Rosenbuschbalsam ausgewaschen, Kalmusgeist hineingetropft, mit Salz eingerieben, einen Mariazeller Rosenkranz umgehängt, zwei Zehen

mit einem Seidenfaden zusammengebunden, die Füße ins Ofenloch gesteckt, und sonst allerhand Sympathiemittel angewendet. Einen Klezen hat's geholfen! Schreien thut das arme Wesen, als ob man's wollt' köpfen, und jetzt weiß ich nichts mehr. — Katherl, Katherl, du gutes, armes Kindel du! Wart' einmal, jetzt will ich dir Hühnermist auf's Gnack legen, das zieht's aus, das hilft, Katherl, wirst es schon sehen, das hilft!" Damit eilte sie wieder hinaus in die Küche.

Das ganze Hausgesinde war zusammengeeilt um die Leidende, die nun neuerdings anhub, herzbrecherisch zu schreien: „Mein Zahnt, mein Zahnt! Ahndl, mein Zahnt thut mir soviel weh!"

„Laß nur Zeit," tröstete die Angerufene, „das Mittel greift halt an, jetzt wird's bald besser sein, schau, bist ja mein liebes Katherl, du!"

Auch ich war in die Küche hinausgegangen. Auf dem Herde, mit den Füßen im Ofenloch, kauerte ein Dirndl, das ein so rundes, liebes Gesichtlein hatte, seine gefalteten Hände wie um Hilfe flehend an die rechte geschwollene Wange preßte und mich schrecklich erbarmte. Jedes im Hause hatte schließlich noch ein Mittel gewußt, keines und gar keines hatte geholfen. Ein Mensch war zugegen, der behauptete, Dummheit wär's, die Zähne nicht ordentlich zu pflegen, und deswegen alleweil das Zahnweh! — Gott, wenn's von der Dummheit kommt, da muß ja mein Hasenöl helfen! — Aus meinem tiefen Sacke zog ich das kostbare Tiegelchen hervor und aus meinem gescheiten Kopf den guten Rat, mit diesem gestockten Hasenöl die geschwollene Wange einzuschmieren. — „Schaden wird's wohl doch nit, wenn's ein Hasenöl von der Apotheke ist, kann's unmöglich schaden!" sprach die Großmutter und fettete das Dirndl ein. — Nicht fünf Minuten, so rief

Erst steckte er seine Nase ins Tiegelchen. „Scharf schmecken thut's, das wird schon angreifen," murmelte er, „thut eh schon wieder soviel brummen im Kopf." Mein Vater roch auch und schaute mich grauenhaft strenge an. — Ich hatte nie begriffen, weshalb die Apotheker auf jeden Tiegel, den sie verkaufen, einen Zettel mit ihrem Namen und Wohnort kleben. Jetzt ward es mir klar, ohne diesen Zettel auf dem Tiegelchen hätte man es mir daheim niemals geglaubt, daß ich mein Hasenöl nicht aus dem Schweinsfettkübel genommen, sondern aus der Apotheke zum heiligen Josef in Bruck.

„Hat er's genommen, wo der will," rief der alte Weber hochgemut aus, „wenn's nur hilft!" und begann sich gleich die Stirn einzureiben mit dem Hasenöl.

Hat's geholfen? — Nun, die Wahrheit zu sagen, beim alten Weber Hartl konnte eine nennenswerte Besserung nicht nachgewiesen werden, hingegen ist mein Vater durch dieses Hasenöl klüger geworden, obschon er sich damit gar nicht eingerieben hatte. Er hat wohl auch in späterer Zeit noch manches Küblein Schweinsfett, manches Bündlein Wurzeln und Kräuter in die Apotheke geschickt — holen aber ließ er nichts mehr aus ihr. — Das für alles heilsame „Hasenöl" hat uns für alle Zukunft geheilt.



mit einem Seidenfaden zusammengebunden, die Füße ins Ofenloch gesteckt, und sonst allerhand Sympathiemittel angewendet. Einen Kletzen hat's geholfen! Schreien thut das arme Wesen, als ob man's wollt' köpfen, und jetzt weiß ich nichts mehr. — Katherl, Katherl, du gutes, armes Kindel du! Wart' einmal, jetzt will ich dir Hühnermist auf's Gnack legen, das zieht's aus, das hilft, Katherl, wirst es schon sehen, das hilft!" Damit eilte sie wieder hinaus in die Küche.

Das ganze Hausgesinde war zusammengeeilt um die Leidende, die nun neuerdings anhub, herzbrecherisch zu schreien: „Mein Zahn, mein Zahnt! Ahndl, mein Zahnt thut mir soviel weh!"

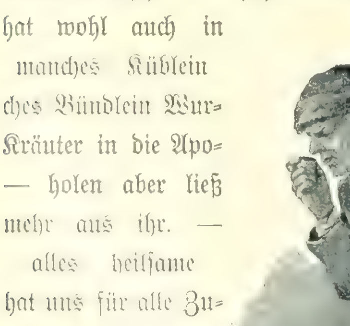
„Laß nur Zeit," tröstete die Angerufene, „das Mittel greift halt an, jetzt wird's bald besser sein, schau, bist ja mein liebes Katherl, du!"

Auch ich war in die Küche hinausgegangen. Auf dem Herde, mit den Füßen im Ofenloch, kauerte ein Dirndl, das ein so rundes, liebes Gesichtlein hatte, seine gefalteten Hände wie um Hilfe flehend an die rechte geschwollene Wange preßte und mich schrecklich erbarmte. Jedes im Hause hatte schließlich noch ein Mittel gewußt, keines und gar keines hatte geholfen. Ein Mensch war zugegen, der behauptete, Dummheit wär's, die Zähne nicht ordentlich zu pflegen, und deswegen alleweil das Zahnweh! — Gott, wenn's von der Dummheit kommt, da muß ja mein Hasenöl helfen! — Aus meinem tiefen Sacke zog ich das kostbare Tiegelchen hervor und aus meinem gescheiten Kopf den guten Rat, mit diesem gestockten Hasenöl die geschwollene Wange einzuschmieren. — „Schaden wird's wohl doch nit, wenn's ein Hasenöl von der Apotheke ist, kann's unmöglich schaden!" sprach die Großmutter und fettete das Dirndl ein. — Nicht fünf Minuten, so rief

Erst steckte er seine Nase ins Tiegelchen. „Scharf schmecken thut's, das wird schon angreifen," murmelte er, „thut eh schon wieder soviel brummen im Kopf." Mein Vater roch auch und schaute mich grauenhaft strenge an. — Ich hatte nie begriffen, weshalb die Apotheker auf jeden Tiegel, den sie verkaufen, einen Zettel mit ihrem Namen und Wohnort kleben. Jetzt ward es mir klar, ohne diesen Zettel auf dem Tiegelchen hätte man es mir daheim niemals geglaubt, daß ich mein Hasenöl nicht aus dem Schweinsfettkübel genommen, sondern aus der Apotheke zum heiligen Josef in Bruck.

„Hat er's genommen, wo der will," rief der alte Weber hochgemut aus, „wenn's nur hilft!" und begann sich gleich die Stirn einzureiben mit dem Hasenöl.

Hat's geholfen? — Nun, die Wahrheit zu sagen, beim alten Weber Hartl konnte eine nennenswerte Besserung nicht nachgewiesen werden, hingegen ist mein Vater durch dieses Hasenöl klüger geworden, obschon er sich damit gar nicht eingerieben hatte. Er hat wohl auch in späterer Zeit noch manches Küblein Schweinsfett, manches Bündlein Wurzeln und Kräuter in die Apotheke geschickt — holen aber ließ er nichts mehr aus ihr. — Das für alles heilsame „Hasenöl" hat uns für alle Zukunft geheilt.





Als ich Christtagsfreude holen ging.

In meinem zwölften Lebensjahre wird es auch gewesen sein, als am Frühmorgen des heiligen Christabends mein Vater mich an der Schulter rüttelte: ich solle aufwachen und zur Besinnung kommen, er habe mir was zu sagen. Die Augen waren bald offen, aber die Besinnung! Als ich unter Mithilfe der Mutter angezogen war und bei der Frühsuppe saß, verlor sich die Schlaftrunkenheit allmählich, und nun sprach mein Vater: „Peter,

getretene Pfad war holperig im tiefen Schnee, und es ist nicht immer leicht, nach den Fußtapfen unserer Vorderen zu wandeln, wenn diese zu lange Beine gehabt haben. Noch nicht dreihundert Schritte war ich gegangen, so lag ich im Schnee, und die Laterne, hingeschleudert, war ausgelöscht. Ich suchte mich langsam zusammen und dann schaute ich die wunderschöne Nacht an. Anfangs war sie ganz grausam finster, allmählich hub der Schnee an, weiß zu werden und die Bäume schwarz und in der Höhe war helles Sternengefunkel. In den Schnee fallen kann man auch ohne Laterne, so stellte ich sie seithin unter einen Strauch und ohne Licht ging's nun besser, als vorhin.

In die Thalschlucht kam ich hinab, das Wasser des Fresenbaches war eingedeckt mit glattem Eise, auf welchem, als ich über den Steg ging, die Sterne des Himmels gleichsam Schlittschuh liefen. Später war ein Berg zu übersteigen; auf dem Passe, genannt der „Höllkogel", stieß ich zur wegsamen Bezirksstraße, die durch Wald und Wald hinabführt in das Mürzthal. In diesem lag ein weites Meer von Nebel, in welches ich sachte hineinkam, und die feuchte Luft fing an, einen Geruch zu haben, sie roch nach Steinkohlen; und die Luft fing an, fernen Lärm an mein Ohr zu tragen, denn im Thale hämmerten die Eisenwerke, rollte manchmal ein Eisenbahnzug über dröhnende Brücken.

Nach langer Wanderung ins Thal gekommen zur Landstraße, klingelte Schlittengeschelle, der Nebel ward grau und lichter, so daß ich die Fuhrwerke und Wandersleute, die für die Feiertage nach ihren Heimstätten reisten, schon auf kleine Strecken weit sehen konnte. Nachdem ich eine Stunde lang im Thale fortgegangen war, tauchte links an der Straße im Nebel ein dunkler Fleck auf, rechts auch einer, links mehrere, rechts eine ganze Reihe, — das Dorf Langenwang.



Als ich Christtagsfreude holen ging.

In meinem zwölften Lebensjahre wird es auch gewesen sein, als am Frühmorgen des heiligen Christabends mein Vater mich an der Schulter rüttelte: ich solle aufwachen und zur Besinnung kommen, er habe mir was zu sagen. Die Augen waren bald offen, aber die Besinnung! Als ich unter Mithilfe der Mutter angezogen war und bei der Frühsuppe saß, verlor sich die Schlaftrunkenheit allmählich, und nun sprach mein Vater: „Peter,

getretene Pfad war holperig im tiefen Schnee, und es ist nicht immer leicht, nach den Fußtapfen unserer Vorderen zu wandeln, wenn diese zu lange Beine gehabt haben. Noch nicht dreihundert Schritte war ich gegangen, so lag ich im Schnee, und die Laterne, hingeschleudert, war ausgelöscht. Ich suchte mich langsam zusammen und dann schaute ich die wunderschöne Nacht an. Anfangs war sie ganz grausam finster, allmählich hub der Schnee an, weiß zu werden und die Bäume schwarz und in der Höhe war helles Sternengefunkel. In den Schnee fallen kann man auch ohne Laterne, so stellte ich sie seithin unter einen Strauch und ohne Licht ging's nun besser, als vorhin.

In die Thalschlucht kam ich hinab, das Wasser des Fresenbaches war eingedeckt mit glattem Eise, auf welchem, als ich über den Steg ging, die Sterne des Himmels gleichsam Schlittschuh liefen. Später war ein Berg zu übersteigen; auf dem Passe, genannt der „Höllkogel", stieß ich zur wegsamen Bezirksstraße, die durch Wald und Wald hinabführt in das Mürzthal. In diesem lag ein weites Meer von Nebel, in welches ich sachte hineinkam, und die feuchte Luft fing an, einen Geruch zu haben, sie roch nach Steinkohlen; und die Luft fing an, fernen Lärm an mein Ohr zu tragen, denn im Thale hämmerten die Eisenwerke, rollte manchmal ein Eisenbahnzug über dröhnende Brücken.

Nach langer Wanderung ins Thal gekommen zur Landstraße, klingelte Schlittengeschelle, der Nebel ward grau und lichter, so daß ich die Fuhrwerke und Wandersleute, die für die Feiertage nach ihren Heimstätten reisten, schon auf kleine Strecken weit sehen konnte. Nachdem ich eine Stunde lang im Thale fortgegangen war, tauchte links an der Straße im Nebel ein dunkler Fleck auf, rechts auch einer, links mehrere, rechts eine ganze Reihe, — das Dorf Langenwang.

Alles, was Zeit hatte, ging der Kirche zu, denn der Heilige Abend ist voller Vorahnung und Gottesweihe. Bevor noch die Messe anfing, schritt der hagere gebückte Schulmeister durch die Kirche, musterte die Andächtigen, als ob er jemanden suche. Endlich trat er an mich und fragte leise, ob ich ihm nicht die Orgel melken wolle, es sei der Meßnerbub krank. Voll Stolz und Freude, also zum Dienste des Herrn gewürdigt zu sein, ging ich mit ihm auf den Chor, um bei der heiligen Messe den Blasebalg der Orgel zu ziehen. Während ich die zwei langen Lederriemen abwechselnd aus dem Kasten zog, in welchen jeder derselben allemal wieder langsam hineinkroch, orgelte der Schulmeister, und seine Tochter sang also:

„Tauet, Himmel, den Gerechten,
Wolken, regnet ihn herab!
Also rief in bangen Nächten
Einst die Welt, ein weites Grab.
In von Gott verhaßten Gründen
Herrschten Satan, Tod und Sünden,
Fest verschlossen war das Thor
Zu dem Himmelreich empor.“

Ferner erinnere ich mich, an jenem Morgen nach dem Gottesdienste in der dämmerigen Kirche vor ein Heiligenbild hingekniect zu sein und gebetet zu haben um Glück und Segen zur Erfüllung meiner bevorstehenden Aufgabe. Das Bild stellte die vierzehn Nothelfer dar — einer wird doch dabei sein, der zur Eintreibung von Schulden behilflich ist. Es schien mir aber, als schiebe während meines Gebetes auf dem Bilde einer sich sachte hinter den andern zurück.

Trotzdem ging ich guten Mutes hinaus in den nebeligen Tag, wo alles emsig war in der Vorbereitung zum Feste und

Jetzt fielen mir auch die Semmeln ein, welche meine Mutter noch bestellt hatte.

„Kann man da nicht auch fünf Semmeln haben?“ fragte ich.

„Semmeln kriegt man beim Bäcker,“ sagte der Kaufmann.

Das wußte ich nun gleichwohl, nur hatte ich mein Lebtag nichts davon gehört, daß man ein paar Semmeln auf Borg nimmt, daher vertraute ich der Kaufmännin, die sofort als Gönnerin zu betrachten war, meine vollständige Zahlungsunfähigkeit an. Sie gab mir zwei bare Groschen für Semmeln und als sie nun noch beobachtete, wie meine Augen mit den reiffeuchten Wimpern fast unablösbar an den gedörrten Zwetschgen hingen, die sie einer alten Frau in den Korb that, reichte sie mir auch noch eine handvoll dieser köstlichen Sache zu: „Unterwegs zum naschen.“

Nicht lange hernach, und ich trabte mit meinen Gütern reich und schwer bepackt durch die breite Dorfgasse dahin. Überall in den Häusern wurde gemetzgert, gebacken, gebraten, gekellert; ich beneidete die Leute nicht; ich bedauerte sie vielmehr, daß sie nicht ich waren, der mit so großem Segen beladen gen Alpel zog. Das wird morgen ein Christtag werden! Denn die Mutter kann's, wenn sie die Sachen hat. Ein Schwein ist ja auch geschlachtet worden daheim, das giebt Fleischbrühe mit Semmelbrocken, Speckfleck, Würste, Nieren-Lümperln, Knödelfleisch mit Kren, dann erst die Krapfen, die Zuckernudeln, das Schmalzkoch mit Weinbeerln und Safran! — Die Herrenleut' da in Langenwang haben so was alle Tag, das ist nichts, aber wir haben es im Jahr einmal und kommen mit unverdorbenem Magen dazu, das ist was! — Und doch dachte ich auf diesem belasteten Freudenmarsch weniger noch ans Essen, als an das liebe Christ-

Alles, was Zeit hatte, ging der Kirche zu, denn der Heilige Abend ist voller Vorahnung und Gottesweihe. Bevor noch die Messe anfing, schritt der hagere gebückte Schulmeister durch die Kirche, musterte die Andächtigen, als ob er jemanden suche. Endlich trat er an mich und fragte leise, ob ich ihm nicht die Orgel melken wolle, es sei der Meßnerbub krank. Voll Stolz und Freude, also zum Dienste des Herrn gewürdigt zu sein, ging ich mit ihm auf den Chor, um bei der heiligen Messe den Blasebalg der Orgel zu ziehen. Während ich die zwei langen Lederriemen abwechselnd aus dem Kasten zog, in welchen jeder derselben allemal wieder langsam hineinkroch, orgelte der Schulmeister, und seine Tochter sang also:

„Tauet, Himmel, den Gerechten,
Wolken, regnet ihn herab!
Also rief in bangen Nächten
Einst die Welt, ein weites Grab.
In von Gott verhaßten Gründen
Herrschten Satan, Tod und Sünden,
Fest verschlossen war das Thor
Zu dem Himmelreich empor."

Ferner erinnere ich mich, an jenem Morgen nach dem Gottesdienste in der dämmerigen Kirche vor ein Heiligenbild hingekniet zu sein und gebetet zu haben um Glück und Segen zur Erfüllung meiner bevorstehenden Aufgabe. Das Bild stellte die vierzehn Nothelfer dar — einer wird doch dabei sein, der zur Eintreibung von Schulden behilflich ist. Es schien mir aber, als schiebe während meines Gebetes auf dem Bilde einer sich sachte hinter den andern zurück.

Trotzdem ging ich guten Mutes hinaus in den nebeligen Tag, wo alles emsig war in der Vorbereitung zum Feste und

Jetzt fielen mir auch die Semmeln ein, welche meine Mutter noch bestellt hatte.

„Kann man da nicht auch fünf Semmeln haben?“ fragte ich.

„Semmeln kriegt man beim Bäcker,“ sagte der Kaufmann.

Das wußte ich nun gleichwohl, nur hatte ich mein Lebtag nichts davon gehört, daß man ein paar Semmeln auf Borg nimmt, daher vertraute ich der Kaufmännin, die sofort als Gönnerin zu betrachten war, meine vollständige Zahlungsunfähigkeit an. Sie gab mir zwei bare Groschen für Semmeln und als sie nun noch beobachtete, wie meine Augen mit den reiffeuchten Wimpern fast unablösbar an den gedörrten Zwetschgen hingen, die sie einer alten Frau in den Korb that, reichte sie mir auch noch eine handvoll dieser köstlichen Sache zu: „Unterwegs zum naschen.“

Nicht lange hernach, und ich trabte mit meinen Gütern reich und schwer bepackt durch die breite Dorfgasse dahin. Überall in den Häusern wurde gemetzgert, gebacken, gebraten, gekellert; ich beneidete die Leute nicht; ich bedauerte sie vielmehr, daß sie nicht ich waren, der mit so großem Segen beladen gen Alpel zog. Das wird morgen ein Christtag werden! Denn die Mutter kann's, wenn sie die Sachen hat. Ein Schwein ist ja auch geschlachtet worden daheim, das giebt Fleischbrühe mit Semmelbrocken, Speckfleck, Würste, Nieren-Lümperln, Knödelfleisch mit Kren, dann erst die Krapfen, die Zuckernudeln, das Schmalzkoch mit Weinbeerln und Safran! -- Die Herrenleut' da in Langenwang haben so was alle Tag, das ist nichts, aber wir haben es im Jahr einmal und kommen mit unverdorbenem Magen dazu, das ist was! — Und doch dachte ich auf diesem belasteten Freudenmarsch weniger noch ans Essen, als an das liebe Christ-

kind und sein hochheiliges Fest. Am Abende, wenn ich nach Hause komme, werde ich aus der Bibel davon vorlesen, die Mutter und die Magd Mirzel werden Weihnachtslieder singen; dann, wenn es zehn Uhr wird, werden wir uns aufmachen nach Sankt Kathrein, und in der Kirche die feierliche Christmette begehen bei Glocken, Musik und unzähligen Lichtern. Und am Seitenaltar ist das Krippel aufgerichtet mit Ochs und Esel und den Hirten, und auf dem Berg die Stadt Bethlehem und darüber die Engel, singend: Ehre sei Gott in der Höhe! — Diese Gedanken trugen mich anfangs wie Flügel. Doch als ich eine Weile die schlittenglatte Landstraße dahingegangen war, unter den Füßen knirschenden Schnee, mußte ich mein Doppelbündel schon einmal wechseln von einer Achsel auf die andere.

In der Nähe des Wirtshauses „zum Sprengzaun" kam mir etwas Vierspänniges entgegen. Ein leichtes Schlittlein mit vier feurigen, hochaufgefederten Rappen bespannt, auf dem Bock ein Kutscher mit glänzenden Knöpfen und einem Buttenhut. Der Kaiser? Nein, der Herr Wachtler vom Schlosse Hohenwang saß im Schlitten, über und über in Pelze gehüllt und eine Cigarre schmauchend. Ich blieb stehen, schaute dem blitzschnell vorüberrutschenden Zeug eine Weile nach und dachte: Etwas krumm ist es doch eingerichtet auf dieser Welt. Da sitzt ein starker Mann drin und läßt sich hinziehen mit soviel überschüssiger Kraft, und ich vermag mein Bündel kaum zu schleppen.

Mittlerweile war es Mittagszeit geworden. Durch den Nebel war die milchweiße Scheibe der Sonne zu sehen; sie war nicht hoch an dem Himmel hinaufgestiegen, denn um vier Uhr wollte sie ja wieder unten sein, zur langen Christnacht. Ich fühlte in den Beinen manchmal so ein heißes Prickeln, das bis in die

und mir das Bündel auflüde! Und am Ende gar mich selber! Daß es so heiß sein kann im Winter! Mitten in Schnee und Eisschollen schwitzen! Doch morgen wird alle Mühsal vergessen sein. Derlei Gedanken und Vorstellungen verkürzten mir unterwegs die Zeit.

Auf einmal roch ich starken Tabakrauch. Knapp hinter mir ging — ganz leise auftretend — der grüne Kilian. Der Kilian war früher einige Zeit lang Forstgehilfe in den gewerkschaftlichen Waldungen gewesen, jetzt war er's nicht mehr, wohnte mit seiner Familie in einer Hütte drüben in der Fischbacher Gegend, man wußte nicht recht, was er trieb. Nun ging er nach Hause. Er hatte einen Korb auf dem Rücken, an dem er nicht schwer zu tragen schien, sein Gewand war noch ein jägermäßiges, aber hübsch abgetragen, und sein schwarzer Vollbart ließ nicht viel sehen von seinem etwas fahlen Gesichte. Als ich ihn bemerkt hatte, nahm er die Pfeife aus dem Mund, lachte laut und sagte: „Wo schiebst denn hin, Bub?"

„Heim zu," meine Antwort.

„Was schleppest denn?"

„Sachen für den Christtag."

„Gute Sachen? Der Tausend sapperment! Wem gehörst denn zu?"

„Dem Waldbauer."

„Zum Waldbauer willst gar hinauf! Da mußt gut antauchen."

„Thu's schon," sagte ich und tauchte an.

„Nach einem solchen Marsch wirst gut schlafen bei der Nacht," versetzte der Kilian, mit mir gleichen Schritt haltend.

„Heut wird nicht geschlafen bei der Nacht, heut ist Christnacht."

„Was willst denn sonst thun, als schlafen bei der Nacht?"

kind und sein hochheiliges Fest. Am Abende, wenn ich nach Hause komme, werde ich aus der Bibel davon vorlesen, die Mutter und die Magd Mirzel werden Weihnachtslieder singen; dann, wenn es zehn Uhr wird, werden wir uns aufmachen nach Sankt Kathrein, und in der Kirche die feierliche Christmette begehen bei Glocken, Musik und unzähligen Lichtern. Und am Seitenaltar ist das Krippel aufgerichtet mit Ochs und Esel und den Hirten, und auf dem Berg die Stadt Bethlehem und darüber die Engel, singend: Ehre sei Gott in der Höhe! — Diese Gedanken trugen mich anfangs wie Flügel. Doch als ich eine Weile die schlittenglatte Landstraße dahingegangen war, unter den Füßen knirschenden Schnee, mußte ich mein Doppelbündel schon einmal wechseln von einer Achsel auf die andere.

In der Nähe des Wirtshauses „zum Sprengzaun" kam mir etwas Vierspänniges entgegen. Ein leichtes Schlittlein mit vier feurigen, hochaufgefederten Rappen bespannt, auf dem Bock ein Kutscher mit glänzenden Knöpfen und einem Buttenhut. Der Kaiser? Nein, der Herr Wachtler vom Schlosse Hohenwang saß im Schlitten, über und über in Pelze gehüllt und eine Cigarre schmauchend. Ich blieb stehen, schaute dem blitzschnell vorüberrutschenden Zeug eine Weile nach und dachte: Etwas krumm ist es doch eingerichtet auf dieser Welt. Da sitzt ein starker Mann drin und läßt sich hinziehen mit soviel überschüssiger Kraft, und ich vermag mein Bündel kaum zu schleppen.

Mittlerweile war es Mittagszeit geworden. Durch den Nebel war die milchweiße Scheibe der Sonne zu sehen; sie war nicht hoch an dem Himmel hinaufgestiegen, denn um vier Uhr wollte sie ja wieder unten sein, zur langen Christnacht. Ich fühlte in den Beinen manchmal so ein heißes Prickeln, das bis in die

und mir das Bündel auflüde! Und am Ende gar mich selber! Daß es so heiß sein kann im Winter! Mitten in Schnee und Eisschollen schwitzen! Doch morgen wird alle Mühsal vergessen sein. Derlei Gedanken und Vorstellungen verkürzten mir unterwegs die Zeit.

Auf einmal roch ich starken Tabakrauch. Knapp hinter mir ging — ganz leise auftretend — der grüne Kilian. Der Kilian war früher einige Zeit lang Forstgehilfe in den gewerkschaftlichen Waldungen gewesen, jetzt war er's nicht mehr, wohnte mit seiner Familie in einer Hütte drüben in der Fischbacher Gegend, man wußte nicht recht, was er trieb. Nun ging er nach Hause. Er hatte einen Korb auf dem Rücken, an dem er nicht schwer zu tragen schien, sein Gewand war noch ein jägermäßiges, aber hübsch abgetragen, und sein schwarzer Vollbart ließ nicht viel sehen von seinem etwas fahlen Gesichte. Als ich ihn bemerkt hatte, nahm er die Pfeife aus dem Mund, lachte laut und sagte: „Wo schiebst denn hin, Bub?"

„Heim zu," meine Antwort.

„Was schleppest denn?"

„Sachen für den Christtag."

„Gute Sachen? Der Tausend sapperment! Wem gehörst denn zu?"

„Dem Waldbauer."

„Zum Waldbauer willst gar hinauf! Da mußt gut antauchen."

„Thu's schon," sagte ich und tauchte an.

„Nach einem solchen Marsch wirst gut schlafen bei der Nacht," versetzte der Kilian, mit mir gleichen Schritt haltend.

„Heut wird nicht geschlafen bei der Nacht, heut ist Christnacht."

„Was willst denn sonst thun, als schlafen bei der Nacht?"

„Nach Kathrein in die Mette gehen.“

„Nach Kathrein?“ fragte er, „den weiten Weg?“

„Um zehn Uhr abends gehen wir von Haus fort und um drei Uhr früh sind wir wieder daheim.“

Der Kilian biß in sein Pfeifenrohr und sagte: „Na, hörst du, da gehört viel Christentum dazu. Beim Tag ins Mürzthal und bei der Nacht in die Mette nach Kathrein! Soviel Christentum hab' ich nicht, aber das sage ich dir doch: wenn du dein Bündel in meinen Buckelkorb thun willst, daß ich es dir eine Zeit lang trag' und du dich ausrasten kannst, so hast ganz recht, warum soll der alte Esel nicht auch einmal tragen!“

Damit war ich einverstanden, und während mein Bündel in seinen Korb sank, dachte ich: der grüne Kilian ist halt doch ein besserer Mensch, als man sagt.

Dann rückten wir wieder an, ich huschte frei und leicht neben ihm her.

„Ja ja, die Weihnachten!“ sagte der Kilian pfauchend, „da geht's halt drunter und drüber. Da reden sich die Leut' in eine Aufregung und Frömmigkeit hinein, die gar nicht wahr ist. Im Grund ist der Christtag wie jeder andere Tag, nicht einen Knopf anders. Der Reiche, ja, der hat jeden Tag Christtag, unsereiner hat jeden Tag Charfreitag.“

„Der Charfreitag ist auch schön,“ war meine Meinung.

„Ja, wer genug Fische und Butter und Eier und Kuchen und Krapfen hat zum Fasten!“ lachte der Kilian.

Mir kam sein Reden etwas heidentümlich vor. Doch was er noch weiters sagte, das verstand ich nicht mehr, denn er hatte angefangen, sehr heftig zu gehen und ich konnte nicht recht nachkommen. Ich rutschte auf dem glitschigen Schnee mit jedem

Schritt ein Stückchen zurück, der Kilian hatte Fußeisen angeschnallt, hatte lange Beine, war nicht abgemattet — da ging's freilich voran.

„Herr Kilian!" rief ich.

Er hörte es nicht. Der Abstand zwischen uns wurde immer größer, bei Wegbiegungen entschwand er mir manchmal ganz aus den Augen, um nachher wieder in größerer Entfernung, halb schon von Nebeldämmerung verhüllt, aufzutauchen. Jetzt wurde mir bang um mein Bündel. Kamen wir ja doch schon dem Höllkogel nahe. Das ist jene Stelle, wo der Weg nach Alpel und der Weg nach Fischbach sich gabelt. Ich hub an zu laufen; im Angesichte der Gefahr war alle Müdigkeit dahin, ich lief wie ein Hündlein und kam ihm näher. Was wollte ich aber anfangen, wenn ich ihn eingeholt hätte, wenn ihm der Wille fehlte, die Sachen herzugeben, und mir die Kraft, sie zu nehmen? Das kann ein schönes Ende werden mit diesem Tage, denn die Sachen lasse ich nicht im Stich, und sollte ich ihm nachlaufen müssen bis hinter den Fischbacher Wald zu seiner Hütte!

Als wir denn beide so merkwürdig schnell vorwärts kamen, holten wir ein Schlittengespann ein, das vor uns mit zwei grauen Ochsen und einem schwarzen Kohlenführer langsam des Weges schtiff. Der Grabler Hansel. Mein grüner Kilian wollte schon an dem Gespann vorüberhuschen, da schrie ich von hinten her aus Leibeskräften: „Hansel! Hansel! Sei so gut, leg' mir meine Christtagsachen auf den Schlitten, der Kilian hat sie im Korb und er soll sie dir geben!"

Mein Geschrei muß wohl sehr angstvoll gewesen sein, denn der Hansel sprang sofort von seinem Schlitten und nahm eine thatbereite Haltung an. Und wie der Kilian merkte, ich hätte

hier einen Bundesgenossen, riß er sich den Korb vom Rücken und schlenderte das Bündel auf den Schlitten. Noch knirschte er etwas von „dummen Bären“ und „Undankbarkeit“, dann war er aber auch schon davon.

Der Hansel rückte das Bündel zurecht und fragte, ob man sich draufsetzen dürfe. Das bat ich nicht zu thun.

Also that er's auch nicht, wir setzten uns hübsch nebeneinander auf den Schlitten und ich hielt auf dem Schoß sorgfältig mit beiden Händen die Sachen für den Christtag. So kamen wir endlich nach Alpel. Als wir zur ersten Fresenbrücke gekommen waren, sagte der Hansel zu den Ochsen: „Oha!“ und zu mir: „So!“ Die Ochsen verstanden und blieben stehen, ich verstand nicht und blieb sitzen. Aber nicht mehr lange, es war ja zum Aussteigen, denn der Hansel mußte links in den Graben hinein und ich rechts den Berg hinauf.

„Dank dir's Gott, Hansel!“

„Ist schon gut, Peterl.“

Zur Zeit, da ich mit meiner Last den steilen Berg hinanstieg gegen mein Vaterhaus, begann es zu dämmern und zu schneien. Und zuletzt war ich doch daheim.

„Hast alles?“ fragte die Mutter am Kochherd mir entgegen.

„Alles!“

„Brav bist. Und hungrig wirst sein.“

Beides ließ ich gelten. Sogleich zog die Mutter mir die klingendhart gefrorenen Schuhe von den Füßen, denn ich wollte, daß sie frisch eingefettet würden für den nächtlichen Mettengang. Dann setzte ich mich in der warmen Stube zum Essen.

Aber siehe, während des Essens geht es zu Ende mit meiner

Erinnerung. — Als ich wieder zu mir kam, lag ich wohlausge-ſchlafen in meinem warmen Bett, und zum kleinen Fenſter herein ſchien die Morgenſonne des Chriſttages.





Als ich auf den Taschenfeitel wartete.

Als jene Christenlehre im Waldlande vorübergewesen war, bei der ich mich ausgezeichnet hatte, gab es für mich eine herrliche Zeit. Nimmer war ich das nichtige Waldbauernbüblein, sondern vielmehr der junge Gottesgelehrte, der dem Pfarrer hatte sagen können, was christ katholisch

glauben heißt, was zur Seligkeit notwendig ist, worin die christliche Gerechtigkeit besteht und was der heilige Paulus über die Ehe gesagt hat. Die Bauern, in deren Gegenwart solche Fragen beantwortet worden, haben sich nur darüber gewundert, daß der Pfarrer mich nicht auf der Stelle zum Priester geweiht; vielleicht, meinte der Höfel-Hans, weiß er ihm zu viel, der Peterl, so daß er gleich zum Papst gewählt werden müßte, und dazu wäre der Bub doch um etliches zu jung.

Zehn Jahre war ich alt. Um diese Zeit hat der Mensch noch eine Menge Vettern. Einer von diesen — der Vetter Jakob wird's gewesen sein — tuschelte mir ins Ohr: „Wart', Peterl, bis dein Namenstag kommt, kriegst was von mir — was Schönes! Extra was, weil du's so brav hast gemacht, allen Verwandten eine Ehr'! Einen Taschenfeitel, wenn du magst!" — Ja, Vetter Jakob, den mag ich! jubelte es in mir auf, und von der Stunde an begann ich mich unbändig zu freuen auf den Taschenfeitel. Wenn man so einen hat, da kann man nachher was! Man kann Peitschenstecken abschneiden, man kann aus Kieferurinden Rössel schnitzen, man kann aus Spänen Kreuzeln machen und sie ans Hausthor heften, man kann Pfeil und Bogen herrichten, man kann auf dem Felde die Rüben ausziehen und sie abschälen und hübsch stückweise in den Mund stecken, man kann den Forellen die Köpfe wegschneiden, bevor man sie in die Bratglut wirft, kurz man kann alles mögliche thun, wenn man einen Taschenfeitel hat. Jede Nacht träumte ich vom Taschenfeitel mit dem gedrechselten gelben Hefte, bis der Namenstag endlich herangekommen war. Am Vorabende, als sie mir mit Kübeln, Pfannen, Hafendeckeln und Feuerzangen die übliche Namenstagsmusik gemacht hatten, kehrte ich mich nicht viel drum, mein

ganzes Wesen erfüllte der Gedanke: morgen hast du deinen Taschenfeitel.

Am nächsten Frühtage, als die Wände des Hauses im Morgenrote leuchteten, strich ich schon draußen auf dem taufrischen Anger herum und guckte zwischen Bäumen und Sträuchern hin nach allen Seiten aus, ob nicht der Vetter Jakob dahersteige. In die Stube zurückgekehrt, gab's dort eine Überraschung. An die Namenstagsstrauben hatte ich gar nicht gedacht. Die Mutter hatte sie mir heuer mit besonders viel Weinbeerlein ausgestattet; ich steckte sie in großen Brocken rasch in den Mund, um die Finger abgeschleckt zu haben und bereit zu sein, wenn der Vetter Jakob mit dem Taschenfeitel käme. Die Stubenthür ging auf, der Vater trat herein, ging langsam auf mich zu: „Dem Namenstagbuben muß man doch eine neue Kappen aufsetzen!" und streifte mir eine buntgestreifte Zipfelmütze mit schönem Boschen (Quaste) über die Ohren. Fast wollte er sie in guter Laune mir auch über die Augen ziehen, ich wehrte mit den Händen ab, die Augen müssen freibleiben, wenn der Vetter Jakob kommt!

Jetzt erschienen meine Geschwister. Der Jackerle brachte von seiner Henne, er besaß eine, drei Eier, die Plonele verehrte mir ein Sträußlein aus frischen Nelken und Reseden und einen Kreuzer dazu; die Mirzele schluchzte in ihr Schürzlein, weil sie nichts hatte, worauf ihr meine Mutter eine hölzerne Perlenschnur gab, damit sie mir dieselbe als Angebinde schenken konnte und ich sollte damit nur fleißig rosenkranzbeten. „Der Hund bellt!" rief ich und horchte erwartungsvoll, ob die schweren Schuhe des Vetters Jakob nicht schlürfelten draußen am Antrittstein. Man hörte so was. Die Grablerin Godel kam daher, ganz schämig kam sie zur

Thür herein und stellte auf die Ofenbank einen großen Handkorb. „Für den braven Namenstagbuben," flüsterte sie und begann auszupacken. Zwei große Krapfen und ein braunglänzendes Honigtöpflein und etliche Kaiserbirnen; irgendwo auf der Welt mußten sie also schon reif sein. Und endlich ein Päcklein mit nagelneuem Herbstgewandel: grünausgeschlagenes Jöpplein, roter Brustfleck, braunseidenes Halstüchlein, schwarzes Lederhöslein; ich fuhr alsogleich mit der Hand in den Hosensack: „Da thu' ich den Taschenfeitel hinein!" Ein paar Schuhe noch und ein Filzhütlein mit Hahnenfeder. „All's z'viel ist's, Schwägerin!" rief meine Mutter aus. „Da thu' ich den Taschenfeitel hinein!" wiederholte ich immer wieder.

„Wenn er geistlich wird, soll er einmal eine Messe für mich lesen," antwortete die Godel bescheidentlich.

Während die Mutter der Spenderin eine Eierspeise buk, um sie zu ehren, und ich dann eingeladen wurde, mitzuessen, kamen erst unsere Mägde daher. Die Kathel brachte mir ein kirschrotes Sacktüchlein, die Traudel ein Paar Wollensocken, die sie selber gestrickt hatte, die Rosel ein Lebkuchenherz mit Bildchen darauf, wo in einem güldenen Körblein zwischen Rosen ein Liebespaar saß. Der alte Steffel brachte mir ein Kränzlein Zithersaiten; die Zither selber bringe er später, wenn er sie selber erst bekommen hätte. Er habe einen Bruder, und wenn dieser einmal sterbe, dann erbe er die Zither, und dann bekäme sie der Namenstagbub, und dieweilen möge der halt mit den Saiten fürlieb nehmen, die ja auch sehr schön wären. Der ganze Tisch war schon voller Sachen, als noch der Stallbub Michel mit einem Napf frisch gepflückter Kirschen daherkam.

„Aber Bübel!" schrie meine Mutter voller Glück, „dich mauern

sie heut' in lauter gut Sach ein! Das ist doch aus der Weis', da mußt jetzt wohl recht zum Bravsein schauen."

Ich ging von einem Fenster zum andern. Draußen waren die Thorsäulen und die Bäume und die Büsche, und auf dem Anger die Schafe, der Vetter Jakob aber —. Endlich wackelte über die Wiese etwas daher. Der dicke Vetter Martin kam und hatte ein hölzernes Trühlein bei sich. Während er es in der Stube säumig aufthat, redete er zu mir: „Du, Peterl, wann du etwan doch nit Papst solltest werden, so rat' ich dir, werd' ein Zimmermann, da geht's dir auch gut. Zimmerleut braucht man alleweil und giebt's Geld und gut Essen. Und deswegen hab' ich gemeint, ich wollt' dir meinen alten Zimmerzeug schenken; ich brauch' ihn nimmer, weil ich mir einen neuen zugelegt hab'. Sollt der Zeug zu rostig sein und Scharten haben, so thust ihn halt ein wenig schleifen, und ich wünsch' dir einen glückseligen Namenstag." Bohrer, Stemmeisen, Hobel, Reifmesser, das war schon was! Jetzt, wenn nur auch der Vetter Jakob mit dem Taschenfeitel thät' kommen!

Statt dessen kam der Firmpate, der gute Simon Miesebner, mit einem weißen Lämmlein, und als er das meckernde Tier vor mir auf die Bank stellte, schlug meine Mutter die Hände über dem Kopf zusammen: „Das helle Christkindel kunnst sein, Bub, so viel tragen sie dir zu! Na geh, das ist zu viel, das bist doch nit wert!"

Ich streichelte das weiche Lämmlein und schielte dabei mit einem Auge zum Fenster hinaus.

Beim Mittagsmahl gab's meine Lieblingsspeisen, ich konnte nichts essen. Ich saß im neuen Herbstgewandel da, steckte meine Hände in die Taschen; allerlei war schon drinnen, nur kein Taschenfeitel.

Nachmittags kam weiterer Besuch. Da gingen ein paar Schulkameraden aus Kathrein herüber. Der eine hatte eine Sammlung von Hosenknöpfen aus Horn und aus Messing und aus Stahl. Von einigen Gattungen, wovon er mehrere hatte, schenkte er mir zum Namenstag. Ein anderer verehrte mir eine Schachtel mit den damals neuen Streichhölzern, warnte mich aber solange vor dem „Zündeln", bis mir eins aufzischend an den Fingern brannte, daß ich es entsetzt von mir warf. Der Nachbarn Thomerl-Bub schenkte mir ein Handschlittlein mit dem Vorbehalte, ihm selbiges im Winter, so oft Schneebahn wäre, wieder zurückzuleihen. Den Thomerl-Buben fragte ich hierauf nur, ob er den Vetter Jakob kenne.

Der alte Schuster Ernest brachte ein Büchlein über Obstbaumzucht; bei uns wuchsen aber nur Wildkirschen und Holzäpfel. Die Nähterin Leni schickte durch ihr Dirndl den „Himmelschlüssel". Das war ein Gebetbüchlein für die armen Seelen im Fegefeuer. Mir machte derlei keinen Spaß, ich dachte nur an den Vetter Jakob. Ich hatte den ganzen Tag nichts zu arbeiten gebraucht, aber warten ist schwerer als arbeiten!

Gegen Abend kam des Nachbars Hieserl und schenkte mir eine Mundharmonika, an welcher zwar einige Zünglein fehlten, doch blies ich darauf das „Großer Gott, wir loben dich!" und dachte dabei: Bis auch der Taschenfeitel da ist, nachher thut sich's!

Es thut sich auch so! mochte die Jungmagd Rosel gemeint haben; das von mir geblasene „Te Deum laudamus" für einen Walzer haltend, packte sie mich um die Mitte und hopste mit mir eins über den Anger.

„Ist das schon die Papsteinweihung?" fragte plötzlich jemand hinter mir, und eine Hand hatte mich am Rockkragen gefaßt.



Der Vetter Jakob! — Vor Freudenschreck fiel mir die Mundharmonika von den Lippen in das Gras.

„Wir müssen doch einen Namenstagball haben!“ suchte die Rosel das Tänzlein zu rechtfertigen.

„Christi Heustadl!“ rief der Vetter lustig aus. „Heut' ist zulezt gar dem Peterl sein Namenstag! — Wenn das ist, da muß man wohl —“ Er bohrte seine Hand in den Sack, zerrte gemächlich ein ledernes Beutelein heraus, bandelte an demselben herum und kletzelte mir ein funkelndes Silbergröschlein hervor. „So, Bübel, das thust in dein Sparbüchsel und bleib halt schön gesund und brav, daß deine Eltern mit dir eine Freud' haben. Und ich muß wieder anrücken, sonst komm' ich ins Finstere.“

Darauf ist er mit Stock und Füßen weit ausschreitend fortgegangen. — Und mein Taschenfeitel?

Am Abend, als in der Stube das Spanlicht aufgesteckt wurde, was war das für ein stolzes Eigen! Mein Gewandtrühlein, mein Winkelkastel, die Wandstellen ringsum voller Sachen. Sie standen, lehnten, lagen, hingen da, teils noch in blaues Papier geschlagen, teils in hellen Farben auf mich herlachend. Und ich? Ich bin in meinem Leben selten so traurig gewesen, als an jenem Namenstagabend. Sachen von zehnfacher Güte und Schöne hatte ich bekommen, sie machten mir kein Vergnügen, denn sie waren nicht erwartet worden, für sie war in dem kindischen Herzlein kein Platz vorgerichtet worden, sie waren mir gleichgültig. Und der eine Einzige, der heiß begehrte und sehnsuchtsvoll erwartete, der, an den schon so viele Vorstellungen und Absichten geknüpft waren, der Taschenfeitel ist nicht gekommen.

So geht es oft auf dieser Welt, auch das wohlwollendste, aus allen Füllhörnern Gaben streuende Glück kann enttäuschen, wenn es blind ist. Nicht darauf kommt es an, daß man ein argloses Menschenkind mit Schätzen überhäuft, als vielmehr einzig nur darauf, daß man seinen oft recht bescheidenen Wunsch erfüllt.





Als wir zur Schulprüfung geführt wurden.

Öfter als zu oft ist von der Schule in Krieglach-Alpel erzählt worden, auf welcher ich mehr gelernt hätte, als auf allen übrigen Schulen zusammen. Die Wissenschaften und Künste, die ich mir auf dieser Hochschule angeeignet, sind freilich nicht wieder vergessen worden: Lesen, Schreiben und die absolute Gewißheit, daß zweimal zwei vier sind! — Aber das wissen wir alles.

Und doch wollen wir eins darüber plaudern.

Der Holzbauernhof, in welchem der alte Michel Patterer die Alpelschule gegründet hatte, lag dreitausendvierhundert Fuß über dem Meere, und so konnte der Mann, welcher sonst nichts weniger als ehrgeizig war, seinem Institut die Bezeichnung „Hochschule" mit gutem Fuge beilegen. Dieser Michel Patterer war früher ordentlicher Lehrer in Sanct Kathrein am Hauenstein gewesen; weil er es im Jahre 1848 ein wenig mit der neuen Mode hielt, — der alte besonnene Mann wird gewußt haben warum — so wurde er von der kirchlichen Behörde kurzer Hand abgedankt und langen Fußes davongejagt. Der alte Mann kam nach Krieglach-Alpel, um sich durchzubetteln, allein die Alpler Bauern standen zusammen und sagten: „Bettler haben wir ohnehin zuviele, aber Schulmeister haben wir keinen, und dahier keinen gehabt, seit die Welt steht. Machen wir ihn zum Schulmeister, unsere Kinder sollen Lesen und Schreiben lernen; nützt's nichts, so schadet's nichts."

Der Michel blieb in Alpel und ging mit seinen Wissenschaften hausieren von Hof zu Hof. Je eine Woche lang wurde die Schule in einem und dem anderen der dreiundzwanzig Höfe abgehalten, wo die Kinder der Gemeinde in der Gesindestube zusammenkamen, sich um den großen Tisch setzten und lernten. Wenn die Bäuerin kam, um auf dem Tische ihren Strudelteig auseinanderzuziehen, oder das Gesinde, um Mittag zu essen, mußte freilich der Tisch geräumt werden. Die Schulkinder gingen hinaus, aßen ihr mitgebrachtes Stück Brot; der Schulmeister setzte sich zu den Knechten und Mägden und that etwas, wozu damals nicht jeder Schulmeister das Talent hatte — er aß sich satt. Außer der Schulzeit machte er sich in dem betreffenden Hofe auch noch

dadurch nützlich, daß er Streu hackte, Heu machen oder Dung führen half und dergleichen. Dabei hatte er stets die ruppige braune Lodenjacke am Leibe, die er vom Grabelbauer geschenkt erhalten, und den Seidencylinder auf dem Kopf, den ihm der alte Dechant zu Birkfeld einmal verehrt hatte in früheren Tagen. Lachen und weinen muß ich, so oft ich des guten Michel Patterer gedenke; sein Schicksal ist so seltsam, und sein Herz war so tapfer und so geduldig! Er hatte niemanden mehr auf der Welt, als seine Schulkinder, denen er sein Bestes gab, und wenn er zur nächtlichen Stunde draußen in der Heuscheune lag, ein wenig fröstelnd vor Kälte und ein wenig schwitzend vor Sorge um sein nahes hilfloses Alter, da mag er sich wohl gedacht haben: Wie wunderlich geht's doch zu auf dieser Welt!

Eine längere Zeit war die Schule bei dem obenbesagten Holzbauer eingeheimt, und gerade aus jener Zeit habe ich die kleine Erinnerung, die hier erzählt werden soll.

Jahrelang hatte sich um unsere Alpelschule niemand gekümmert, sie war weder anerkannt noch verboten, und da der Mann von der Gemeinde verköstigt wurde, so ging die Sache weiter eigentlich niemanden was an.

Doch, doch! — da ist oben im Gebirge ein Mensch mit dem neumodischen Geiste, und der unterrichtet die Kinder! Da kann etwas Sauberes herauskommen! Wie steht's mit der Religion? Werden die Kinder wohl auch zur heiligen Beichte vorbereitet? Zur Kommunion, zur Firmung? — Das müßte man doch einmal näher besehen! — Und eines Tages hieß es: eine große Geistlichkeit kommt nach Alpel, und es wird strenge Prüfung sein!

Der alte Schulmeister sagte nichts dazu und es war ihm nicht anzumerken, ob er sich fürchte oder freue.

Indes schlief alles wieder ein, und die „große Geistlichkeit“ kam nicht. Hingegen war im Frühherbste desselben Jahres etwas anderes. Als in der Krieglacher Ortsschule zum Schlusse des Schuljahres der Tag der Prüfung nahte, zu welchem stets auch der Dechant aus Spital erschien und andere Geistliche und Schulaufseher und Lehrer aus Nachbarspfarreien, kam unserem Michel vom Ortsschulrate der Befehl zu, er habe sich mit seinen Schulkindern am Tage der Prüfung im Schulhause zu Krieglach einzufinden. Und jetzt ging die Not an. Die Schule in Alpel war während der dringenden Feld- und Wiesenarbeiten geschlossen gewesen. Der alte Michel mußte nun von Haus zu Haus gehen, um die Kinder zusammenzusuchen und ihnen zu sagen, daß sie sich am nächsten Erchtag (Dienstag) beim Holzbauer zu versammeln hätten, hübsch im Sonntagsgewande, fleißig gewaschen und mit gesträhltem Haar, wie als ob sie am Ostertage in die Kirche gingen. Und die Schulsachen mitnehmen! Wir Kinder wußten nicht recht, was das zu bedeuten habe und was das sei: eine Prüfung! Und unsere Eltern wußten es auch nicht. Aber sie meinten, es würde schon was Rechtes sein, sonst wäre vom Sonntagsgewand nicht die Rede. Nur ein alter Kleingütler, der auf den Häusern umherzuklettern pflegte, um den Bauern ihre Strohdächer auszuflicken, hatte über die absonderliche Sache seine Bedenken. — Eine Prüfung! Ob die kleinen Buben etwa schon tauglich wären zu Soldaten gegen die Franzosen! Man dürfe nicht trauen! Wer heutzutag einen kleinen Buben habe, der solle ihn verstecken! — Solcher Meinung waren die Bauern nicht, und der Heidenbauer sagte frischweg: „Wir von Alpel brauchen unsere Buben nicht zu verstecken, wir können sie schon aufzeigen.“

Trotzdem gab es unter den Schulkindern etliche, denen das





Ding mit der Prüfung nicht ganz geheuer vorkam. Aber an dem bestimmten Erchtage fanden wir uns fast vollzählig ein beim Holzbauer. Es dürften unser achtzehn bis zwanzig Kinder gewesen sein. Der Schulmeister hatte sich auf das allerbeste zusammengethan. Er hatte blank gewichste Stiefel, hatte ein schwarzes Gewand an, welches er von einem ehemaligen Kollegen, dem Lehrer in Ratten, ausgeborgt; sein mageres Gesicht war glatt rasiert, das dünne graue Haar glatt über den Scheitel zurückgekämmt. Am Halse stand sogar ein schneeweißer Hemdkragen hervor, ähnlich der Halsbinde eines Geistlichen, und als er nun auch den fast ganz glatt gebügelten Cylinder auf das Haupt setzte, da dachte ich mir: Mit unserem Schulmeister brauchen wir uns nicht zu schämen.

Wir hatten jedes zu Hause je nach Umständen unser Frühstück verzehrt, und nachdem der alte Michel das Seine nun aus der braunhornernen Dose genommen, machten wir uns auf den weiten Weg nach Krieglach. Unterwegs durch die Wälder gab der Schulmeister mehrere Verhaltungsmaßregeln aus: die hohen Herren höflich grüßen, beim Namensrufe sogleich aufstehen (in der Alpelschule blieben wir nämlich beim Ausgefragtwerden sitzen), auf die gestellten Fragen hübsch laut und deutlich antworten; wenn wir was geschenkt bekämen oder gar in Häuser zum Essen geladen würden, fein artig sein, und Schön' Dank sagen! und halt so weiter. Ob von den Prüfungsgegenständen selbst die Rede war, daran kann ich mich nicht erinnern; der Schulmeister schien der Sache sicher zu sein.

Das Wetter war trüb, nebelig, frostig; ohne eigentlich zu regnen, troff es von den Bäumen. Zum Sandbühelkreuz gekommen, wo im Thale der Ort stattlich vor uns ausgebreitet lag.

machten wir Halt. Der alte Michel riß Sauerampferblätter ab, um einzelnen der Kinder damit die Schuhe zu reinigen, und auch wo es sonstwo und wie an uns auszubessern und fürsorglich zu schlichten gab, that er's. Waren ja doch die allermeisten von uns, besonders die Dirndln, das erste Mal in der weiten Welt und sahen einem äußerst ungewissen Schicksale entgegen. Enge aneinandergeschlossen marschierten wir hinter unserem Schulmeister drein durch das große Dorf und der Kirche zu, neben welcher das Schulhaus stand. Das war ein anderes Schulhaus, als wir deren in Alpel hatten, das stand mit seiner doppelten Fensterreihe da wie ein Schloß, und jedes Fenster war so groß, daß ein Reiter auf hohem Roß ganz bequem durch ein solches aus- und einreiten hätte können. Wir durften aber nicht einmal bei der Thür hinein. Denn davor stand eine kleine alte Frau mit Brillen auf der Nase, diese schaute uns prüfend an und sagte, wenn wir die Kinder aus Alpel wären, so sollten wir uns in die Brennholzhütte hineinsetzen und warten, die Herren hätten eben die Dorfkinder in der Arbeit; wenn sie mit diesen fertig wären, würden wir schon gerufen werden. Als wir drin waren, schlug sie das Lattenthor hinter uns zu, so daß es spielte, als wären wir eingesperrt.

Im Schoppen waren aufgeschichtete Scheiterstöße, darauf setzten wir uns und waren recht kleinlaut. Der alte Schulmeister war immer unter uns. Er sagte gar nichts, schnupfte aber sehr oft aus seiner Dose. Nach einer Stunde, beiläufig, als unsere Beine schon steif und unsere Nasen schon blau geworden waren, hörten wir vom Hause her ein lebhaftes Getrampel, als ob ein Schock Ziegen über die Stiege liefe. Bald darauf stoben die freigewordenen Dorfkinder auseinander, und wir sahen, wie viele derselben

schöne Sachen bei sich hatten, die sie betrachteten und einander zeigten. Da hatten sie Bildchen, rotgebundene Büchlein mit Goldschnitt und in Seidenmaschen gefaßte Silbermünzen. Unser Schulmeister sagte uns, daß solches die Prämien wären, womit die fleißigen Schüler bei der Prüfung beteilt würden. Er deutete nicht an, ob etwa auch uns derlei bevorstünde, für uns gewann aber die bevorstehende Prüfung nun ein anderes Ansehen. Wir wurden gerufen.

Ehrerbietig und leise schritten wir die Treppe hinauf und in das Zimmer hinein. Das war sehr groß und weiß und licht und hatte Bankreihen und roch nach Kindern. Und an der Wand stand eine Kanzel mit Bücherstößen. Und daneben am Schragen lehnte eine große schwarze Tafel, auf welcher noch die Kreideziffern einer Rechnung standen. Beim Anblicke dieser Zahlen ward mir sofort übel, denn so sehr ich die Buchstaben stets geliebt, so sehr habe ich die Ziffern von jeher gefürchtet. Wir setzten uns auf Befehl stolpernd in die Bänke und packten unsere Schulbücher und Schiefertafeln aus. Der alte Schulmeister war nahe an der Thür stehen geblieben, hatte unsere Ordnung gemustert und machte nun, als die Herren hereintraten, eine tiefe Verbeugung. Die Herren waren freilich darnach. Da war ein schlanker ältlicher Priester in schwarzem Talar — der Pfarrer von Krieglach; dann ein junger, ebenfalls schlanker Geistlicher mit einem sehr ernsthaften Aloisiusgesichte, das war der Kaplan; hernach ein wohlbeleibter, rund- und rotgesichtiger Herr mit einer recht großen Glatze — das war der Dechant aus Spital am Semmering. Ferner noch mehrere Herren in schwarzem Gewande und mit dunklen und roten Bärten und funkelnden Augengläsern. Sie musterten uns mit scharfen Blicken, und einer oder der andere zuckte wohl gar

ein wenig die Achseln, gleichsam als bedauerte er, solche arme Hascherln so weit hergerufen zu haben für nichts und wieder nichts. Denn es waren gar kümmerliche Figürlein und gar einfältige Gesichtlein unter uns. Man könne sich's ja denken, flüsterte einer der Herren zu seinem Nachbar, wenn die Kinder aufwachsen wie die Tiere im Walde, und ein solcher Lehrer dazu! Man könne sich's ja denken!

Da war unter den würdigen Herren auch ein kleiner dicker Kumpan mit stets zwinkernden Äuglein und schmunzelnden Lippen. Er war, soviel ich weiß, ein Gerbermeister und der „Schulvater" einer Nachbarsgemeinde, er war gekommen, um bei der Prüfung auch sein Gewicht geltend zu machen. Dieser nun trat alsogleich vor, nahm einen Jungen der ersten Bank aufs Korn und fragte ihn: „Wie viel hat dein Vater Kinder?"

„Mein Vater hat sieben Kinder," antwortete der Kleine.

„Und wie viel hat dein Vater Finger?"

„Mein Vater hat zehn Finger."

„Falsch," rief der dicke ‚Schulvater', „wenn dein Vater sieben Kinder hat, so hat er wahrscheinlich achtzig Finger."

Auf das gab's ein paar laute Lacher, der gefragte Schüler aber schaute verblüfft drein.

Der Fragesteller wandte sich zur zweiten Bank. „Jetzt will ich dem saubern Dirndl dort eine andere Aufgabe geben. Wenn auf einem Kirschbaum zehn Gimpel sitzen, und ich schieße einen herab, wie viele bleiben oben?"

Das Mädchen stand auf und antwortete: „So bleiben neun oben."

Zog der „Schulvater" ein sehr schlaues Lächeln und sagte: „Ich glaube, es wird gar keiner oben bleiben, denn die neun übrigen werden davonfliegen."

Jetzt trat der alte Michel ein paar Schritte aus seinem Hintergrund und, mit gefalteten Händen gegen den Fragesteller gewendet, sagte er sehr demütig: „Wenn ich recht schön bitten dürfte, die Kinder nicht verwirrt zu machen!“

„Ich meine, daß wir in der Schule sind,“ nahm nun der Dechant ernsthaft das Wort, „und weil wir gerade auch beim Rechnen sind, so will ich den dort, den kleinen mit dem roten Brustfleck fragen.“

Der Kleine mit dem roten Brustfleck war ich.

„Paß nur einmal auf, mein Kind,“ sagte der Dechant. „Ein Bauer hat einen Taglöhner, dem er für den Tag sechsunddreißig Kreuzer Lohn giebt; wie viel Gulden Konventionsmünze wird er ihm für die Woche schuldig?“

„Wenn der Bauer,“ begann ich abzuhaspeln, „dem Tagelöhner sechsunddreißig Kreuzer giebt, so wird er ihm in der Woche schuldig — in der Woche schuldig — —.“ Ich weiß es noch genau, wie mir in jenem Augenblicke zu Mute war. Als ob ich auf einer sehr hohen Leiter stünde, welche zu schaukeln beginnt. Der alte Michel ruft mir noch zu: „Halt' dich fest!“ Aber ich sehe und taste keine Sprossen mehr, alles um mich wird blau und voll kreisender Sterne, ich stürze. — Als ich wieder zu mir kam, hörte ich nur, wie unser Schulmeister entschuldigend sagte: „Das ist halt von den Schwächeren einer.“

Ich setzte mich nieder.

An derselben Frage bissen sich noch ein paar andere die Zähne locker. Der eine antwortete, der Bauer würde dem Taglöhner für die Woche drei Gulden sechsunddreißig Kreuzer schuldig; der andere behauptete, der Lohn für die ganze Woche mache vier Gulden zwölf Kreuzer. Endlich stellte es sich heraus, daß beide

recht hatten, nur daß letzterer von der Sonntagsruhe Umgang nahm. Diesen fragte daher der Pfarrer von Krieglach ziemlich scharf: „Wie lauten die zwei ersten der Kirchengebote?“

Rasch antwortete der Schüler: „Erstens, du sollst den Feiertag heiligen, zweitens, du sollst die heilige Messe mit gebührender Andacht hören.“

„Sehr brav! Nun möchte ich aber von deinem Hintermann hören, wie viel bei dem bethlehemitischen Kindermorde der König Herodes Mädchen töten ließ?“

Der Hintermann war wieder ich, aber diesmal kam er mir recht. „Mädchen gar keins“, war meine Antwort.

„Nun, wie kannst du mir das beweisen?“

„Ich kann's beweisen damit, daß der Herodes nur Knaben aufsuchen und töten ließ, weil er den kleinen Jesus umbringen wollte.“

„Ah, vortrefflich!“ riefen mehrere. Und der Pfarrer sagte gegen den alten Michel gewendet: „Das ist eine Antwort, die ich von Ihrer Schule nicht erwartet hätte.“

Der alte Mann verneigte sich und sagte: „Religion macht den Kindern die meiste Freude. Ich lasse halt Evangelium lesen und was sie von selber nicht verstehen, das erkläre ich ihnen durch Beispiele.“

„Du Schwarzäugige dort unten,“ rief jetzt wieder der Dechant drein: „Wie oft soll der katholische Christ beichten?“

„Der katholische Christ soll jährlich wenigstens einmal beichten und zur österlichen Zeit das heiligste Sakrament des Altars empfangen.“

Auf dem Gesichte des „Schulvaters“ war die spöttische Miene gänzlich vergangen.

Nachdem in der Religion noch mehrere Fragen klipp und klar beantwortet worden waren, ließ der Pfarrer aus dem Lesebuche ein Stück biblischer Geschichte des alten Testamentes laut lesen, jeden durch die Bank nur wenige Sätze. Das ging flott und die Herren schauten einander nur so an.

„Wieviel haben Sie in Ihrer Schule Klassen?" fragte der Dechant unseren Schulmeister.

„Eigentlich nur eine, oder gar keine," antwortete dieser. „Ich teile nicht ab. Wir arbeiten halt fort, bis sie lesen, schreiben und ein bißchen rechnen können."

Nun verlangte man, daß wir unsere Tafeln zum Schreiben bereit machten. Der Dechant gab folgendes Diktat: „Der Geist des Herrn wich von Saul und ließ einen bösen Geist über ihn kommen, der ihn plagte. Und siehe, Saul erschlug Tausende und David Zehntausende, denn mit David war der Segen Jehovas."

Das Diktando war durchgehends fast fehlerlos, nur mir passierte anstatt des heiligen Namens Jehovas ein dummes „J. Hofers", was sie aber wieder damit entschuldigten, daß ich einer der Schwächsten sei. Die Schriften der übrigen waren so, daß die Herren untereinander sagten: „In der vierten Klasse einer Bürgerschule selbst wäre ein solches Resultat glänzend zu nennen!"

Unser alter Schulmeister stand immer gleich demütig in einem Hintergrunde.

„Aha, die hat's doppelt!" sagte der Pfarrer plötzlich, als er die Schiefertafel eines Dirndls umgewendet hatte und dieselbe dem Dechanten hinhielt. Die kleine Eigentümerin stand auf und sagte: „Das Hintere gilt heute nicht, das ist noch von der Schul' her."

„Wollen einmal sehen, was ihr in euerer Schule für ein

Diktando habt," sprach der Dechant und las laut die Schrift auf der Rückseite der Tafel: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, das allein unterscheidet ihn von anderen Geschöpfen."

Sie neigten die Köpfe und der Dechant murmelte: „Nicht übel! Nur schade, daß es vom alten Heiden ist."

Damit war die Prüfung beschlossen. Die Herren hatten sich zusammengestellt und sprachen leise miteinander. Der Pfarrer hob die Achseln und machte mit den ausgebreiteten Händen eine Geste, die wir erst verstanden, als er sich zu uns wendete und sprach: „Liebe Kinder! Wir sind mit euch sehr zufrieden. Es sind euch auch Prämien vermeint, aber ihr müsset warten, wir haben heute schon alle ausgegeben; sie werden euch nachgeschickt werden. Fahrt nur so fort, lernet fleißig und vergesset die Gebote Gottes und der heiligen Kirche nicht."

Und dann konnten wir gehen. Der alte Michel machte vor den Herren noch seine ehrerbietige Verneigung und ging mit uns. An der Thür soll ihm im Vorübergehen der „Schulvater" ins Ohr geraunt haben: „Die Prämiierten haben es nicht halb so gut gemacht!"

Hernach standen wir auf dem Kirchplatze noch ein bißchen so herum; endlich fand unser Schulmeister, daß es Zeit sei, den Heimweg anzutreten. Die Wohlhabenden gingen noch in den Bäckerladen um je eine Semmel, wir anderen erquickten uns unterwegs an frischen Quellen und stellten Mutmaßungen an, wann wir die Prämien nachgeschickt erhalten und worin sie bestehen würden. Der alte Schulmeister nahm aus seiner Dose eine Prise um die andere und schwieg.

Auf die Prämien warten wir noch heute.

Als ich ins Paradies ging.

Noch nichts habe ich euch erzählt von Eustach Weberhofer. Das war jener jugendliche Mann, der in den Fünfziger Jahren an einem Sonntagsmorgen in langem schwarzen Rock durch die Kirche von Sankt Kathrein schritt. Er hatte ein rundes wohlgefärbtes Gesicht, zwei kluge blaue Augen drin und quer über die Stirn das blonde Haar gekämmt. Er machte durch die Kirche würdevolle und ziemlich weit ausgreifende Schritte; seine Wanderschaft ging von der Sakristei, wo er dem Pfarrer das Meßgewand angezogen, nach dem Kirchenchore, wo er im nächsten Augenblicke, wenn der Priester zum Altare trat, schon an die Orgeltasten drücken mußte.

Das war der „Schulmeister", wie man damals den Schulleiter oder den Oberlehrer noch nannte, im Gegensatze zum Unterlehrer, der kurzweg „Lehrer" hieß. Mir gefällt das Wort „Schulmeister" auch sehr gut, man braucht's ja nicht im Sinne wie Schuster- oder Gerbermeister zu verstehen; auch den großen Künstler nennt man Meister, und selbst die Jünger Jesu haben den Herrn „Meister" genannt. Mein Eustach Weberhofer hat sich gar nicht gekränkt darüber, daß die Bauern von Sankt Kathrein scharfweg „Schulmeister" zu ihm sagten, bekam er doch gerade als Schulmeister Zehent an Korn, Wolle, Butter und was so eben

vorhanden ist. Wer oft „Schulmeister" sagte, der dachte auch oft an ihn, und das war ihm nicht zuwider.

Mein alter Schulmeister Michel Patterer war damals schon Oberlehrer bei den lieben Engelein, die er wohl die Noten lehrte, damit sie zu Weihnachten über dem Krippel vom Blatt weg das Gloria in excelsis Deo! singen konnten. Ich hatte schon allerlei Wissenschaften im Kopfe, kannte alle Buchstaben und wußte sie sogar derart zusammenzustellen, daß sie manchmal einen recht guten Sinn, manchmal auch einen schönen Unsinn gaben. Die zwölf Monate des Jahres wußte ich auch, wenngleich nicht der üblichen Reihe nach. Begriff nicht, weshalb so viel Aufhebens, wenn Juli und August im Winter kamen, waren doch unsere Dienstboten, die Julie und der August, auch im Winter gekommen.

„Dir ist der alte Schulmeister zu früh gestorben," sagte einmal der Nachbar Thomerl, und an das dachte ich, als nun der Mann mit dem freundlichen Rundgesichte durch die Kirche schritt. Ich war zu jener Zeit ein manchmal recht ungeschickter Ochsenführer beim Ackern, und da nun mein Wunsch, wieder in die Schule gehen zu dürfen, von der Mutter dem Vater unterbreitet wurde, sagte dieser: „Meintswegen soll er was Herrisches lernen, für die Ochsen ist er eh zu dumm."

Also fing ich an, nach Sankt Kathrein zum Eustach Weberhofer in die Schule zu gehen. Da ging's ein bissel anders zu wie beim alten Patterer! Erstens gab es Bänke wie in der Kirche; zweitens lichte Fenster, hinter deren schöngeflochtenen Eisengittern stets ein paar Hollunderzweige fächelten; drittens hatte der Schulmeister nicht die lange Tabakspfeife in der Hand, sondern ein braungelbes „Staberl", zum „Hosenausstauben". Wer





hätte gedacht, daß das freundliche Rundgesicht mit den blauen Augen so martialisch scharf dreinschauen konnte, wenn fünf und sechs — zwölf waren, oder wenn die sieben Sakramente mit „erstens Hoffart, zweitens Geiz“ anfingen! In meiner Nähe hat sich wegen Unfleiß oder Widerspenstigkeit manches Strafgericht vollzogen, mir geschah nichts. Ich war ein armes Hascherl aus dem Apel herab, von dem nicht viel verlangt werden konnte, und wenn es sich um schwierige Fragen aus der Sprachlehre oder der Mathematik handelte, übersah er mich. Allerdings duckt man sich nach Thunlichkeit, aber doch wieder nicht so auffallend, daß es etwa eine gegenteilige, eine herausfordernde Wirkung üben könnte. Beim alten Patterer war von einer Sprachlehre gar keine Rede gewesen, vielleicht galt dort die Meinung, die Muttersprache müsse man von der Mutter lernen und nicht aus dem Buche. Einmal fragte mich hier zu Sankt Kathrein in der Religionsstunde der Pfarrer nach den vier letzten Dingen. Ich nannte sie auf das Verläßlichste, denn gerade über den Tod, das Gericht, den Himmel und die Hölle hatte ich oft meinen Schafen gepredigt von der Felsenkanzel auf der Hochweide. Mehr Erfolg als auf der Hochweide hatte ich mit den vier letzten Dingen hier. Der Katechet nickte mit dem Haupt und der Schulmeister sagte ihm leise und mit leichtem Zucken des Kopfes, das ihm beim Sprechen eigen war, einige Worte. Er verriet, daß ich jener Bauernbursch wäre, der Geistlich werden wollte. Der Katechet lachte und sprach, wie er die Welt kenne, seien, um studieren zu können, die zwei ersten Dinge besser, als die vier letzten. Wetten will ich, er hat mit den zwei ersten Dingen Protektion und Geld gemeint. Da diese Dinge nicht vorhanden waren, so führte ich nach wenigen Wochen wieder die Ochsen vor dem Pfluge her, eine Leistung, zu

der die zweimonatliche Schule in Kathrein mich nicht wesentlich gefördert hatte.

Wenige Jahre später saß ich nochmals in der Schulstube zu Kathrein, doch nicht mehr als gewöhnlicher „Trivialschüler", sondern als jemand, der bereits einen gesellschaftlichen Rang einnimmt. Ich war Schneiderlehrling und besuchte die Sonntagsschule, welche in der Stunde zwischen dem Mittagsessen und dem Nachmittagsgottesdienst abgehalten wurde. Und da lernte ich den Schulmeister erst näher kennen.

Weberhofer war einer jener wenigen glücklichen Lehrer, denen man es ansieht, daß sie nicht am Bewußtsein eines verfehlten Berufes kranken, daß sie die Wichtigkeit ihrer Aufgabe erkennen und durch die Ausübung derselben befriedigt werden. Er war — wie es sich später zeigte — einer, der die Vorzüge des Lehrers der alten Schule und die der neuen in sich vereinigte; vom Christentume ging sein Wirken aus, in allen Bereichen des weltlichen Unterrichtes war es daheim, zum Christentum kehrte es zurück.

Menschlich näher rücken durfte ich ihm, als, nachdem er sich aus Birkfeld eine junge Frau geholt hatte, kleine Buben gekommen waren und als diese kleinen Buben Höslein brauchten und ich gerufen ward, mit Schere und Nadel dieses immerhin bescheidene Bedürfnis zu stillen. Da durfte ich bei Tische knapp an Seite des Schulmeisters sitzen, und nun merkte ich, daß er war, wie auch andere Leute, daß er lachen konnte und scherzen, daß er seinen herzigen Knäblein sogar die Höslein aufknöpfeln konnte, und zwar zu anderen Zwecken, als er das manchmal bei störrischen Schulbuben zu thun gezwungen war. Und in dem Maße, als er niederstieg, ließ er mich aufsteigen. Die Kirchenschlüssel vertraute er mir an und zu den Tageszeiten durfte ich am Turm-

strick ziehen und die Glocke läuten. Und gar mancher in der Gegend, der spottend meckerte, so oft er des lustigen Schneiderleins ansichtig ward, zog nun vor meinem Läuten den Hut vom Kopf und betete. Und ich dachte dazumal, wie es doch das unsagbarste Glück sein müßte, eine hellklingende Glocke zu läuten, die man hören könne in weiten Landen.

Der erste, der mich auf diesen Weg verwies, war also mein Eustach Weberhofer an jenem Tage, da er mir den Turmschlüssel in die Hand gab: „Peter, 's hat sieben geschlagen, geh' läuten zum Englischen Gruß!"

Es ist also kein Wunder, daß ich den Mann, vor dem bisher nur Ehrfurcht war, nun anfing, abgöttisch zu lieben. Daß er auch der erste war, welchem eines Feierabends, als er meinem Lehrmeister den Lohn ausgezahlt, einfiel: Der Lehrling dürfte auch ein Silberzehnerl vertragen, das betone ich allen Ernstes mit besonderem Nachdruck. Denn es war die einzige Ehrengabe, die ich während meiner Lehrjahre erhalten. „Trinkgeld!" sagen die Leute, die nichts als an ihre Gurgel denken können. Nur meinen vertrauten Freunden gestehe ich's, wozu jener Erstling verwendet worden ist. Und weil du, lieber Leser, zu denselben gehörst, so wisse, daß ich mir von dem Zehnkreuzerstücke — Zeit gekauft habe. Wenn Zeit Geld ist, so wird Geld wohl auch Zeit sein können. Ich bekam für mein gutes Geld sechs Nachtstunden in Gestalt zweier Unschlittkerzen, bei deren Lichte ich lesen und schreiben konnte, eine Beschäftigung, für die am Tage keine Zeit war. Zwei Kreuzer bekam ich noch heraus und dafür wurden Zwetschgen gekauft. Die nahm mir der Blaser Hansel hernach weg und zwar aus zwei gewichtigen Gründen: erstens, weil er die Zwetschgen haben wollte und zweitens, weil er stärker war

als ich. Und das ist der Rechenschaftsbericht über den ersten Silberling.

Alles währt nur eine Weile und auf einmal wurde der Herr Schulmeister abgerufen ins Paradies. Denn anders kann man die Gegend nicht nennen, die weit „unten auf dem Lande“, am Fuße des Kulmberges liegt, ein blühender, üppiger Obstgarten, soweit das Auge reicht! Puch heißt das Dörfchen im lieblichen Hügelgelände, wohin Weberhofer versetzt wurde, und das war etwas anderes, als die kalten, steilen und steinigen Berge um Kathrein am Hauenstein.

Der Abschied war für mich nicht einmal aufregend, so ein unfertiges Menschenkind weiß ja gar nicht, was Scheiden bedeutet. Fast erstaunt war ich, als der Geschiedene nachher — nicht mehr da war. Im Schulhause und in der Kirche ging ein anderer Mann um, der einen großen Schnurrbart hatte wie ein Husar, im Schulzimmer oft so schrecklich polterte, daß im Holzschoppen draußen die Hühner aufflatterten, und der auf dem Kirchenchor mit den Musikanten so laut schrie, daß alle Andächtigen sich die Krägen umdrehten, um zu sehen, was da oben los sei. Und das war der neue Schulmeister.

Jetzt kam mir das Verlangen nach dem alten. Zwar neun Fußstunden war es bis hinaus ins Paradies, und da reifte fast plötzlich der Entschluß, ihm nachzuwandern. Der Mathesel war auch dabei.

Der Mathesel war einer der Schulgenossen, ein ganz kleines Kerlchen, aber stramm und unternehmend. Sein Gesicht war voller Sommersprossen, auch im Winter, sein Haar mochte ihm die Mutter, ein Holzknechtweib, kämmen wie sie wollte, es stand borstig nach allen Seiten hinaus. Er verstand es trotz seiner kurzen

Beine, ganz respektabel große Schritte zu machen, und wo es einen Graben zu überspringen, einen Baum zu erklettern, einem anderen Buben die Beine zu stellen gab, da war er der flinkeste und fixeste. Leicht gereizt konnte er kratzen und boxen und beißen und würgen wie ein wildes Tier und selten gab es bei ihm einen Tag ohne Blutvergießen. Wir nannten ihn „das Löwerl". Seine Eltern hatten mit dem wilden Jungen nichts anzufangen gewußt und darum ihn in die Schule gegeben zum Eustach Weberhofer. Und das war dem Löwerl gerade recht, so flink wie ein Wild über Stock und Stein sprang er über die Schulbänke, jeden Knaben rempelte er an, dem einen fuhr er mit seinen knochigen Fingern in die Haare, dem andern riß er das Halstuch los, den dritten warf er zu Boden und knortzte pfauchend auf ihm herum; den Schulmeister, als er ihn darob einmal scharf zwischen die Beine nahm, riß er mit den Zähnen einen Fetzen aus der Hose. Es war nichts mit ihm anzufangen. Ruhig und zahm wurde er nur, wenn's Musik gab. Wenn irgendwo ein Waldhorn klang, oder eine Klarinette, da horchte er auf; wenn der Schulmeister geigte, da war er ganz Ohr und konnte sein Auge nicht wenden von den kundigen Fingern, die Saiten und Fiedelbogen behandelten. Und eines Tages fragte der Schulmeister das Löwerl, ob es nicht Musik lernen wolle? Das Löwerl faltete die braunen Hände: „Bitt' gar schön, Herr Schulmeister!" Vor allem war er für's Blasen; der Schulmeister schenkte ihm eine Klarinette, lehrte ihn die Noten und wie man am Instrumente die Löcher zu- und aufthut und die Klappen drückt. Der Junge packte es gar nicht ungeschickt an, hatte ein gutes Gehör und verstand sehr zarte und wohlklingende Töne hervorzublasen.

Und jetzt war's aus der Weise, den ganzen Tag hörte man

das helle Gedudel einer Klarinette, einmal hinter dem Schulhaus, einmal unten auf der Wiese, einmal oben im Wald. Aus diesem verjagte ihn eines Tages der Jäger, denn das schauderliche Gepfeife verscheuchte alle Hasen. Am nächsten Tage traf das Löwerl mit dem Knaben des Jägers zusammen, da gab es heißen Kampf; das Löwerl verbiß sich so wütig in des Gegners Jacke mit den Hornknöpfen, daß es sich die zwei vorderen Oberzähne zu Schanden biß. Und jetzt konnte der Junge nicht mehr Klarinette blasen. Der Jammer war grenzenlos; den Schulmeister dauerte er. „Du, Mathesel," sagte er, „wenn du mir's versprichst, daß du nimmer raufest und wild bist, dein Lebtag nimmer, so probieren wir's mit der Geige." Der Junge versprach's bei allen drei Gotten. „Oho!" sagte der Schulmeister, „wir haben nur einen, und wenn du mir's bei dem versprichst, so bin ich reichlich zufrieden."

Also lernte der Knabe auf der Geige spielen, und um dieselbe Zeit wurde der liebe Eustach Weberhofer übersetzt nach Puch am Fuße des Kulm.

Der Mathesel, als er gleich mir sah, daß der fortgezogene Schulmeister nicht mehr da war, machte es kurz. Er nahm seine Geige und wanderte gen Puch. Ich ging mit ihm. Der Weg über Berg und Thal war uns fremd, doch weil er weiterhin eine breite Straße wurde, so verfehlten wir ihn nicht. Unterwegs, in der Nähe von Birkfeld, wurden wir hungrig. Der Mathesel stellte sich vor ein Haus und kratzte auf der Geige. Zuerst meldete sich drin ein Hund, bald darauf auch eine Katze und endlich ein Weibsbild. Dieses sprach ein äußerst abfälliges Urteil über das Ständchen, als es aber die zwei kleinen unschuldigen Büblein sah, die da heraußen standen, bis über die Knie hinauf weiß vor Straßenstaub, entspann sich zwischen diesen und der Hausbewohnerin





eine kleine Unterhaltung, die in einem Topf Milch mit Schwarzbrot gipfelte. Hernach zogen wir wieder fürbaß, und der Mathesel war nicht wenig stolz darauf, sein Brot nun schon mit Musik verdienen zu können.

Gegend Abend kamen wir gegen das weltfremde Puch. Die Gegend war fast unheimlich vor lauter Herrlichkeit. Hin und hin lange Strecken waren wir sozusagen eingewölbt von Äpfeln, Birnen und Zwetschgen, die über uns auf den Bäumen hingen. Und zwischen den Bäumen durch, über Gärten, Bohnenranken, Kürbis- und Maisfelder her blauten die fernen Berge. Wir nahmen uns nicht Zeit, eine der großmächtigen „Melonen“ zu kosten, die neben dem Wege, an kriechendem Geschlinge herumlagen, wir stürmten auf das Dörfchen ein und auf das Schulhaus. Das Schulhaus war ganz anders, wie jenes zu Sankt Kathrein, aber der Schulmeister und seine Frau und seine Knaben sahen hier genau so aus, wie dort. Sie waren nicht wenig erstaunt, als solche Gäste anrückten, wovon der Musikant sofort erklärte, er sei da und wolle dableiben. Die Einwilligung seiner Eltern hatte er auch mit, und so kam der Herr Weberhofer zu einem kleinen aber schneidigen Hauswaschel, der tagsüber Kuh und Ziege hütete und abends nach Noten die Geige strich.

Am nächsten Tage fing ich schon frühzeitig an, mich zu schämen. Alles andere war bei der Arbeit: der Schulmeister beim Buchstabieren, die Schulmeisterin beim Bohnenklauben, die Büblein beim Turmbau, den sie im Hofe aus Steinchen ausführten, und das Löwerl beim Ziegenhüten. Ich allein lehnte beschäftigungslos umher und hatte Wahlweh, ob ich noch länger dableiben oder auch vielleicht wieder nach Hause wandern sollte. Dieser Zwiespalt wurde geschlichtet: nach dem Mittagessen sagte der Schulmeister

in seiner weichen, aber nachdrücklichen Art: „Peter, willst heute Nachmittag mein zweiter Knecht sein? Kraxen auf den Buckel nehmen, Korn tragen!"

Die Werbung nahm ich sofort an und nun stellte es sich heraus, daß — als ich sein zweiter Knecht wurde — er selber sein erster war. Denn gleich mir nahm er eine „Kraxen auf den Buckel", und wir huben an, in der Gegend umzugehen, von Bauernhaus zu Bauernhaus, wie sie zwischen Gärten, Schachen, Feldern und Wiesen standen. Der Schulmeister genoß damals noch einen Überrest des Zehnten, so der Bauer von Feldfrüchten, Obst u. s. w. zu liefern hatte. Und so gingen wir jetzt aus zu dieser Erntesammlung. Zwei, drei Korngarben bekamen wir fast bei jedem Hause auf die Kraxen, dort und da auch etwas zu trinken. Am erfreulichsten war mir, daß der Schulmeister seinen „zweiten Knecht" nicht mehr wie einen Schulbuben behandelte, sondern ihn den Leuten als seinen jungen Freund aus Sankt Kathrein vorstellte. Es war ein heißer Tag, aber die Rasten waren gar nicht ersprießlich. Denn so oft wir in Häuser einkehrten und Apfelwein tranken, wurden unsere Kraxen voller und schwerer. Besonders schlimm war es in einem hinter dem Walde abseits gelegenen Höfel. Da gab's eine kleine runde Bäuerin, welche ein paar Dirnlein in die Schule schickte. Die war mir gleich zuwider. Sie schaute uns gar so treuherzig an und wischte sich alle Augenblicke mit der Schürze den Staub von den Händen, obschon keiner dran war, und trippelte so geschäftig hin und her und bewirtete uns mit Brot und Honig. Der Schulmeister mußte mich erst lehren, wie man Honig und Butter auf Brot streicht, denn bei mir daheim war nie Gelegenheit gewesen, mich an solchen Fertigkeiten zu üben. Er ermunterte mich, nur recht zuzugreifen,

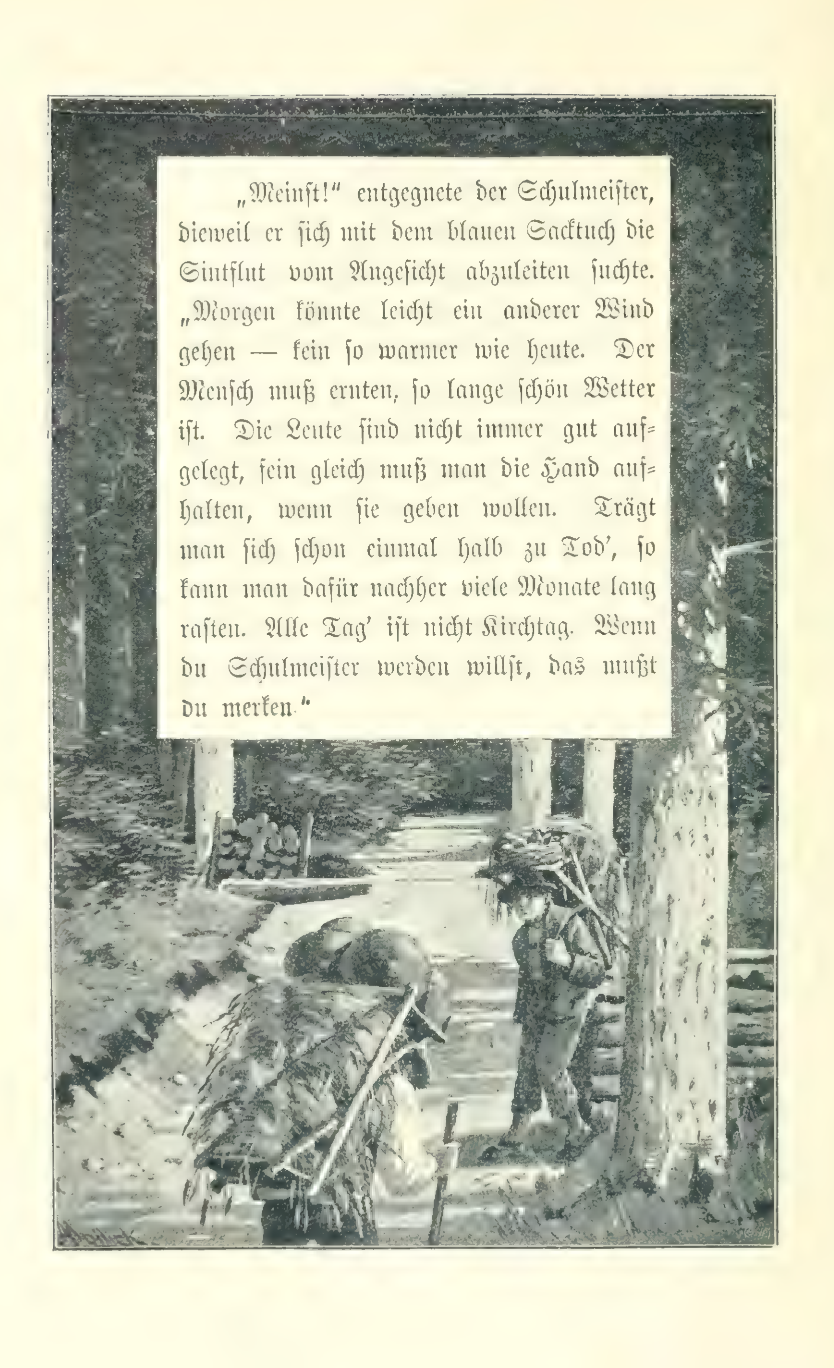
der Honig sei gesund für die Brust, das Brot mache groß und die Butter fett. Weberhofer war ein Bauernsohn aus Heilbrunn im Gebirge und hatte das Honig- und Butterstreichen wohl auch erst später gelernt. Als wir uns rechtschaffen gelabt hatten und hinausgingen zu unseren Kraxen, sah ich gleich das Unheil. Der Schulmeister schmunzelte und sagte leise zu der Bäuerin: „Bist wohl recht brav. Solche sollt's halt mehr geben, wie du bist!" — Ich dank' schön! Die Kraxen waren bis oben bepackt mit schweren Korngarben, und noch legte sie auf jede ein Bündel Flachs. Wir hatten schon aufgeladen, da mahnte sie, noch ein Randel Geduld zu haben, sie hätten ein Sauerl abgestochen — und brachte einen ganzen Schinken herbei, den sie in große Lattichblätter wickelte und mir auf die Kraxen legen wollte. „Thu' ihn da herüber auf die meinige," sprach der Schulmeister, „der Bub ist zu schwach beim Sterzl für so viel Gottesgab."

„Und die paar Kaiserbirnen dürft's mir wohl auch nit verschmähen. Die Kinderln daheim werden eh gern ein bissel naschen." So die Bäuerin, einen Korb voll großer, gelber Birnen mir auf die Kraxen stellend.

Mein Gott, dachte ich mir, wenn dieses Weibsbild nur nicht gar so wohlthätig wäre! Die bringt einen ja um vor lauter Wohlthätigkeit.

Und in der That, kaum waren wir unter unseren Lasten fünf Minuten gegangen, so mußten wir im Walde unsere Kraxen schon auf einen Scheiterstoß stützen. Mein Lebtag habe ich keinen Schulmeister je so schwitzen gesehen, als damals meinen Gefährten, aber sein rundes Gesicht schaute gar munter drein.

„Wir hätten halt doch zweimal geben sollen," meinte ich schnaufend, denn ein junger Freund kann ja wohl was sagen



„Meinst!“ entgegnete der Schulmeister, dieweil er sich mit dem blauen Sacktuch die Sintflut vom Angesicht abzuleiten suchte. „Morgen könnte leicht ein anderer Wind gehen — kein so warmer wie heute. Der Mensch muß ernten, so lange schön Wetter ist. Die Leute sind nicht immer gut aufgelegt, fein gleich muß man die Hand aufhalten, wenn sie geben wollen. Trägt man sich schon einmal halb zu Tod', so kann man dafür nachher viele Monate lang rasten. Alle Tag' ist nicht Kirchtag. Wenn du Schulmeister werden willst, das mußt du merken.“

Wir machten uns wieder auf den Weg, doch zeigte sich's bald, daß es nachgerade gar nicht ging. Nach vorn und hinten purzelten uns die Sachen von der Kraxen. Nun entschloß sich der Schulmeister, seine Kraxen teilweise abzuladen auf einen Steinhaufen und den andern Teil, bei welchem vor allem der Schweinsschinken war, heimzutragen. Ich mußte mittlerweile bei dem Steinhaufen Wache halten, bis er wieder zurückkäme und wir die übrigen Lasten gleichmäßig verteilt nach Hause tragen könnten.

Während ich Wache hielt, kam ein Falot des Weges, blieb stehen, stützte sich hinterwärts mit seinem Knotenstock und schaute die großen Kaiserbirnen an.

„Sind sie 'leicht dein?“ fragte er mit gröhlender Stimme.

„Nein, die sind des Pfarrers,“ war meine Antwort, in der Meinung, an Kirchengut würde er sich doch nicht vergreifen.

Das Ungeheuer streckte seine sehr lange braune Hand aus den fransigen Ärmeln hervor nach den Birnen und sagte: „Die muß man kosten; bei einer Pfarrerstafel hab' ich eh schon lang nit mehr gespeist.“

Wer weiß, was sich zugetragen hätte, wenn nicht der Schulmeister durch den Hohlweg dahergekommen wäre mit seiner leeren Kraxen. Der Vagabund verzog sich sachte, und wir trachteten nun, die Schätze in volle Sicherheit zu bringen.

Am nächsten Morgen war's zum Abschiednehmen. Mich rief meine Pflicht zurück in die Werkstatt, der Mathesel blieb. Erst nach Monaten kam er zurück ins Holzknechthaus. Und nun konnte er schon mitfiedeln helfen auf dem Kirchenchor an den Sonntagen und im Wirtshause am Kirchweihfeste. Wenn gerauft wurde, so zuckte es ihm wohl noch in den Händen. Da griff er hastig nach dem Bogen und fiedelte. Die Sommersprossen waren nicht mehr zu

sehen und auch sein Haar borstete sich weniger, sondern legte sich hübsch glatt über die niedere Stirn herab bis zu den Augenbrauen. Man nannte ihn noch immer das Löwerl, ich glaube, bis heute ist dem braven Holzarbeiter die stolze Benennung geblieben. Ein Löwe, bezähmt durch die Musik.

Ich habe nach dieser Zeit den Schulmeister Weberhofer in Puch nur noch ein paarmal gesehen. Wie sich der Menschen Wege und Schicksale eben verzweigen und mit anderen Kreisen und Verhältnissen verflechten, so war es auch hier — sein „zweiter Knecht" bin ich wohl nie mehr gewesen, sein jüngerer Freund bin ich verblieben. Vor etlichen Jahren, während meiner schweren Krankheit, gerade an dem Tage, als meine Sanduhr abgelaufen wäre, wenn der Engel sie nicht noch einmal umgekehrt hätte, ist der gute Eustach in seinem achtundsechzigsten Lebensjahre gestorben.

Es war am 16. Dezember 1892.

Fast hätte er mich mitgenommen zu einer anderen Erntesammlung — im jenseitigen Paradiese.



Vom Hacherl, der auf dem Tische saß.

Wenn ich mein bißchen Schneiderzeit nicht leicht genommen hätte, so wäre sie wahrscheinlich recht schwer gewesen. Das Beste daran war, daß ich solches Handwerk freiwillig, wie es aufgenommen worden, wieder wegwerfen konnte. Kein Lehrbrief bannte mich, kein Handschlag. Form rechtens war ich nie aufgenommen worden von meinem Meister. Die Zunft wußte gar nichts von mir. Ich könnte heute meine Schneiderzeit anders nicht beweisen, als daß ich mich hinsetzte und der Jury Eins vornähte. — „Wenn du willst, so komm," hatte mein Meister Ignaz gesagt und das war die Aufnahme. „Wenn ich will, so gebe ich wieder," sagte ich mir selbst, wenn es recht oft ungut schien, und das war mein Trost. Weil ich solchergestalt auch als Lehrling frei war, so blieb ich, fügte mich in alles. Ich hatte nichts zu hoffen, wenn ich blieb, nichts zu fürchten, wenn ich ging und auch umgekehrt.

Meine Schneiderzeit war nichts als ein Warten auf die gebratenen Vögel, die in den Mund fliegen. Und bei diesem Warten zerstreute ich mich mit Joppen und Hosen und den possierlichen Schneidergesellen.

Der Meister war engelsgut, die Gesellen aber waren oft des Teufels gewesen. Der lange Christian mit der göttlichen Phantasie, der philosophische Toni, Hacherl der Spiritist, der Mährer, der immer im Heiraten umging, der Schweizer, der sich selbst versteigerte, das waren, nach diesen Eigenschaften geschätzt, gar drollige Genossen, in der Werkstatt gefielen sie mir weniger. Der Hacherl war ein Ehrenmann. „Auf Wort und Handschlag!“ sagte er. Wenn man sein Wort einmal überhörte, so war auch schon der Handschlag da. Er hatte bei vielen Meistern herumgearbeitet und war mit seinen ausnehmend plumpen Gliedern der Schreck der Lehrlinge. Für sein etwas spärlich bepflanztes Herrscherhaupt hätte er sich die üppigste Perrücke machen lassen können aus den jungen Haaren, die er den Lehrlingen gerodet hatte. Lehrlinge waren diesem Manne zu dumm, er pflegte geistreicheren Umgang mit Slivovitz, Rosoglio, Kirschgeist, Weichselgeist und anderen Geistern, weshalb er sich mit Recht einen Spiritisten nennen konnte. Der Hacherl war aller Welt zu Ehren stets artig und liebenswürdig, denn er wollte manchmal heiraten. Er hielt sich eingestandenermaßen nur noch an den Geist, weil er bisher keinen Leib gefunden hatte. Die Nulla Eishartsteinerin im Brettelhof war eine, die alle bösen Geister aus ihm hätte vertreiben können. Ihrem Namen nach hätte man nicht geahnt, wie warm und gemütsweich die sein konnte, die Nulla Eishartsteinerin; so behauptete der Hacherl — ich weiß nichts.

Der Meister hatte uns nur ungern allein gelassen, damals

beim Jägerwirt am Alpsteig, um dort den Rest der Ster aufzuarbeiten. Er hatte es zwar gern, wenn sehr genau und sorgfältig gearbeitet wurde, aber auf einer Wirtshausster pflegte es der Geselle Hacherl etwas gar zu gewissenhaft zu nehmen mit den Knopflöchern, Steppen und Passepoilieren, so daß kein Ende ward und immer noch ein Krügel Nachmittagswein aufgetragen werden mußte, bevor die Ster zu Rande geschneidert war. Wir saßen also in der Wirtsstube beim Jäger am Alpsteig; ganz vorne am „Herrentisch“ hatten wir die Werkstatt aufgeschlagen, weil es dort das beste Licht gab. Die Hausleute waren im Heuen, auch die Kellnerin, denn an solchem Werktage kommt kein Gast ins Wirtshaus in jener braven, sparsamen Leutgegend. Der Hacherl warf seinen Loden weg, stand auf und visitierte den Gläserkasten. Nichts! Alle Flaschen, Stutzen, Krüge und Kelchlein umgestülpt. Und während er so auf der Geisterbirsche war und mir die Abachseite zuwendete, erinnerte mich mein Gewissen daran, daß es doch Christenpflicht sei, dem Gesellen einmal Bericht zu erstatten, wie es bei ihm auf der anderen Hemisphäre aussehe! Schon seit Wochen war das mausgraue Tuch seines Sitzteiles arg zerschlissen, nun aber begann die „Weisheit“ herauszugucken an Stellen, wo sie entschieden nicht drinnen sein konnte. Das habe ich ihm brüderlich mitgeteilt. Beinahe gab es wieder Wort und Handschlag, doch besann er sich, daß es eigentlich und strenggenommen nicht schuld des Lehrlings sein könne, wenn dem Gesellen das Beinkleid schleißt und zerreißt, ferner daß in dem Hause gute Reste und Flicken übrig geblieben und daß dieser traulich einsame Nachmittag die schönste Gelegenheit wäre leibeigene Hosen zu flicken. Rasch zog er die Grautuchene über das Schuhwerk herab, setzte sich mit flatterndem Hemde an seinen Wandplatz hinter den Tisch und begann, die Unaussprechlichen zu reformieren.

Hatte aber mit seinen Reformbestrebungen kein besonderes Glück. Fürs erste schnitt er den Flicken zu klein, so daß er stückeln mußte. Dann kollerte ihm der Fingerhut unter den Tisch, und als er sich danach bückte, stieß er den Kopf an die Kante. Alles vor meine Augen. Als sich endlich gar noch der Zwirn zu schlingeln begann, was glaubenshalber bei einer Bräutigamhose das allerschlimmste Zeichen gewesen wäre, schmetterte er mir zu: „Deine verdammten Glotzer! Die machen mich ganz irr!“ und schleuderte mir das Zeug an den Kopf. Ich legte es ihm ruhig wieder zurück, hatte ohnehin meine Arbeit, das Beknopfen einer Weste, und sein Beinkleid ging mich nichts an.

Jetzt ging die Stubenthür auf, Gäste traten herein. Der Tippelberger und der Hesch vom Zaun mit seinem Weib, und der Rumpfrüppel und der Wagner Sepp und die Hanselhöferin und ihre Schwester, die rote Minna, und der Eishartsteiner mit seinem Weibe und ihrer Tochter Nulla. Sie hatten Bündel und bekränzte Stöcke bei sich, kamen von Mariazell und wollten jetzt ein halbes Stündlein vor ihren Behausungen noch ein wenig einkehren. Der Hacherl ließ anfangs hastig seine Flickarbeit unter den Tisch fallen, hob sie aber sachte wieder aufs Knie, weil keine andere Beschäftigung vorhanden war. Aufstehen hätte er sollen und jene Eintretenden begrüßen, an die er ja demnächst mit der Brautwerbung herantreten wollte; man kann sich's wohl denken, weshalb er die schicksame Artigkeit unterließ. Er war außer sich, weil er außer der Hosen war und er mußte mit außerordentlicher Geschicklichkeit seine Arbeit handhaben, um sich keine Blößen zu geben. Nicht einmal das Haupt hob er, mit gewaltiger Emsigkeit nähte er, weil jetzt Werktag wäre und nicht Zeit, mit Wallfahrern umzuthun.

„Ho so!“ sagte der Eishartsteiner, „da sind die Schneider

daheim. Da müssen wir uns doch ein Brösel zum Schneidertisch setzen." Sie kamen schon heran mit langsamen, unaufhaltsamen Schritten. Da rief mir der Hacherl zu: „Bügeln geh' Erzschlingel, fauler!"

Ich verstand ihn. Sprang auf, riß das Bügeleisen vom Nagel, warf die Weste auf den Tisch und bügelte mit dem eiskalten Eisen darauf los, daß alles krachte. Dabei nahm ich natürlich den ganzen Tisch in Anspruch, deckte und schützte gleichzeitig den Gesellen, der an der Wand saß, und die Gäste mußten sich an einem anderen Tisch niederlassen, wo ihnen die mittlerweile angekommene Kellnerin Obstmost und Semmeln vorsetzte.

Der Hacherl kroch, als ob ihm etwas hinabgefallen wäre, unter den Tisch, kam aber unverrichteter Dinge wieder zurück, denn der Raum im Dunkeln war zu enge, als daß er in der Hut desselben seine Beine in die Hosen zu bringen wußte. Er saß, das Beinkleid auf dem Schoß, wieder zusammengebückt da und nadelte stürmisch.

Die Wallfahrer mochten von der weiten Reise müde sein, lange blieben sie sitzen. Das Beinkleid war längst fertig geflickt, der Hacherl aber nadelte und nadelte daran, als ob die ewige Freud' und Seligkeit anzunadeln gewesen wäre. Denn wie hätte es anders sein können, daß er als angewachsen dasaß und nicht hinging, der guten Rulla die Hand zu drücken! Die Rulla war des ein wenig verstoßen. Sie hatte ihm wohl ein hübsches Zellermünzlein mitgebracht mit rotem Bändchen zum um den Hals hängen, und er schneidert da in den Tag hinein, als ob sie gar nicht auf der Welt wäre. Ich bügele und bügele, und als mein Finger wie zufällig ans Eisen stupft, thu' ich ein: „Auweh!" als ob es weiß Gott wie heiß wäre.

Nun kam noch ein Gast. Der Fleischhauer Franzel aus Krieglach. Der hatte die weiße Schürze um den Bauch geschlungen und hinter sich den großen Zottelhund, mit dem er die Kälber zu treiben pflegte. Als dieses Ungeheuer, der Zottel, langsam die Stube heraufkam, merkte ich, wie mein armer Hacherl unter leisem Angstgestöhn die Beine an sich zog, so nahe als es möglich war, ohne sie auf den Tisch zu bringen! Der Franzel erzählte den Bauern sofort eine Neuigkeit: „Die Düpplerschanzen sind gefallen!"

„Ist ja schon lang vorbei, der Schleswig-Holsteinerkrieg!" entgegnete der Eishartsteiner.

„Eben derwegen werden die Kälber wohlfeiler," sagte der Fleischhauer. „Denn warum? Weil wir jetzt die Kälber von Dänemark herkriegen."

Der Bauer bestritt das, sie kamen ins Politisieren, kamen auf den General Gablenz, auf Napoleon den Dritten, auf Otto Bismarck, den preußischen Ministerpräsidenten, auf das tapfere steirische Regiment König der Belgier, auf die Staatsschulden und endlich wieder auf die Kälber. Der Eishartsteiner hatte ein paar und der Franzel feilschte drum. Noch nicht ganz waren sie handelseins, als mein Hacherl plötzlich einen durchdringenden Schrei ausstieß und auf den Tisch sprang. Bei den Wallfahrern ein Kreischen und ein schallendes Gelächter. Der Hacherl aber renommierte weinend: „Die Hundsbestie hat mich in die Waden gebissen!"

„Hinaus! Hinaus den Hund!" schrie er zornmütig, während auch ich mich auf die Bank geschwungen hatte. „Der Zottel hat mir das Beinkleid herabgerissen! Ganz herab! Vors Gericht mußt, Fleischhacker, mit deinem Hund!" Dabei zermarterte sich





mein Gehirn, womit man nur den armen Gesellen, der mit den Oberkleidern notdürftigst die unteren Ausläufer seiner Person bedeckte und der wie ein Häuflein Unglück auf dem Tische kauerte, womit man ihn nur bedecken könnte! Es war nichts da.

„Das ist abgekartet, du Bösewicht!“ schnob der Hacherl nach mir, und wand sich wie eine frierende Schnecke, die das Häusel verloren hat.

Mittlerweile kam die Kellnerin und warf eine wuchtige Bettdecke über den Armen. Die Wallfahrer hatten schon ihre Krüge genommen und waren, den Zottel vor sich hertreibend, hinausgegangen, damit der Schneider ruhig wieder in Ordnung kommen könne. Ich aber flüsterte dem verschleierten Bilde zu: „Abgekartet ist es nicht. Herentgegen eine Straf' Gottes ist es, weil du die Lehrbuben so hudelst, und die Leute sitzen alle noch beim Tisch dort und schauen her auf dich und warten, bis das Küchel hervorkriecht aus dem Ei!“ Daraus mögest du ersehen, mein Leser, wie boshaft ich gewesen bin, als Mensch von zwanzig Jahren!

Dann aber bin ich hinausgegangen, damit auch von meiner Seite seiner Wiedergeburt nichts entgegenstünde. Die Nulla war auch bösartig, denn sie kicherte noch lange. Dann verzogen sich die Wallfahrer, auch der Fleischhauer Franzel machte sich auf und die Kellnerin ging wieder ins Heu und ich bin allein übrig geblieben vor der Thüre des Jägerwirtes. Und nun? Nun soll ich doch wieder hinein zum Hacherl! Wie wird das werden? Wenn nur der Zottel noch da wäre! Der müßte ein guter Fürsprecher sein bei dem Mißmutigen. — Aber der Zottel war mit seinem Herrn gegangen.

Wohl eine halbe Stunde mochte ich dagestanden sein, ehe der erforderliche Mut gesammelt war. Endlich eintretend ließ ich

für alle Fälle die Thür hinter mir weit offen. In der Stube war es totenstille — auf dem Tische lag noch der Wulst. Wie angewachsen stehe ich da und starre hin. Tot? Erstickt? Vom Schlage getroffen?

Des Schreckens voll eilte ich hinaus auf die Wiese zu den Heuenden: „Kommt's, Leut, der Hacherl ist gestorben!"

„Plausch' nit, Lehrbub'!" sagte der Jägerwirt, warf aber doch den Rechen weg und ging eilends dem Hause zu. „Wo denn?"

„Da drinnen, da unter der Decke!" lispelte ich.

„Da, auf dem Tisch? Unter dieser Decken?" Er faßte sie behutsam an einem Zopf und hob sie auf, — es war nichts darunter. — Jetzt erst sahen wir, daß auch die Tuchkappe und die Werkzeugtasche weg war. Der Schneider ist davon!

Ist davon gegangen, nie wieder in die Gegend gekommen und hat sich wahrscheinlich vollends den Geheimnissen des Spiritismus ergeben. Die Rulla Eishartsteinerin hat ihr Zellermünzlein mit dem roten Bande einem anderen um den Hals hängen müssen.

Diese Begebenheit ist nicht erzählt zur Ergötzung, vielmehr zum abschreckenden Beispiel für Lehrjungen quälende Schneidergesellen. Ja, ja, ihr Helden, seid nur recht arg auf die armen Schlucker! Nachher ereignen sich die unglaublichsten Sachen und endlich kommt noch der Zottel und beißt euch in die Waden!





Der lustige Andredl.

Zu Anfang der fünfziger Jahre mochte es gewesen sein, da war in einer sternhellen Sommernacht Leichwache beim Altenbacher in der Kohleben. Nicht wie sonst waren wir diesmal zusammengekommen, daß wir rings um die Bahre des Toten einen fröhlichen Kranz von Schabernack aufführten, zu seinen Ehren allerhand Kurzweil trieben, gleichsam, als ob wir unser Leid um ihn gewaltsam betäuben müßten, obschon zumeist gar keines vorhanden war. Denn was sollte es für uns junge Bursche denn ein Leid sein, wenn irgendwo ein alter Mann oder ein sieches Weib gestorben war und der Tote nun in seinem sanften Frieden dalag auf der langen Bank? Erst wenn wir die Trauer der Angehörigen sahen, die auch wieder nicht in Weinen und Klagen laut ward, sondern in einer stummen, schwermütigen Ergebung, trauerten wir

in der gleichen Art redlich mit. Sonst bedeutete, wie gesagt, das endliche Absterben eines alten Menschen für uns eher ein Freudenfest, bei dem wir die Totengebräuche ganz munter mitmachten und Essen und Trinken uns gut schmecken ließen.

Diesmal war das nicht so. Über dem Altenbacherhof lag eine unbeschreibliche, dumpfe Schwermut; der Wehruf wegen eines so schrecklichen Sterbens war vergellt. Eltern und Geschwister standen, saßen wortlos, thränenlos herum, und es war kaum zu merken, ob sie das leise mitklagende Trostwortsprechen der Nachbarn hörten oder nicht. — Zwei Tage und zwei Nächte lang hatte das Mädchen ununterbrochen geschrieen, man hatte die entsetzlichen Schmerzrufe bis zu den Nachbarhäusern hin gehört, und die Leute konnten keine Stunde schlafen und keinen Bissen essen, wegen des herzzerreißenden Schreiens der armen, neunzehnjährigen Marianna.

Nun war sie still geworden. Still, wie nichts stiller sein kann auf der weiten Welt, lag sie da, die vor wenigen Stunden noch mit heller Stimme um Rettung gerufen hatte in der ohnmächtigen Erdenwelt. Alles war versucht worden, jeder und jede hatte einen Rat gewußt und jeder Rat war ausgeführt worden. Nichts und nichts. Das Schreien war in Stöhnen, das Stöhnen in Röcheln übergegangen. Dann waren noch Atemzüge gewesen, so langsam, so sanft und so leicht, als versinke sie in einen süßen Schlaf, und dann der heilige Frieden, der nimmer aufhört.

Der nimmer aufhört?

Wir saßen in der großen Stube an zwei Tischen, beteten laut oder plauderten leise, und einer wie der andere schaute manchmal auf die Wandbank hin, wo die weiße Kammertuch-Leinwand, an der noch die ungefügen steifen Falten waren, einen länglichen schmalen Körper bedeckte. Woran sie hatte sterben müssen, wir

wußten es alle miteinander nicht. Ein ungeheurer Schmerz in den Eingeweiden war gekommen, der hatte eine solche Glut entfacht in den Gliedern, daß ihre Hand den fast brannte, der sie angriff. Und aus dieser Hitze drang ein eiskalter Schweiß — es war nicht zu verstehen. Es gab damals in der Gegend keinen Arzt, wir wußten nichts, als daß sie jetzt tot war, und das brauchte kein Totenbeschauer erst zu bestätigen. Manchmal ging eine Jugendgespoasin hin und hub sachte die Leinwand vom Gesicht, daß man sie anschauen konnte. — „So schön! So lieblich! Als ob sie thät schlafen!" Ein anderes Wort hörte man kaum lispeln an ihrer Bahre und mir — der ich ebenfalls einmal hingelugt hatte — schien die schlummernde Marianna stillvergnügt zu sein; keine Spur vom Leide, fast kam es mir vor, als lächle sie heimlich in sich hinein darüber, daß sie allem Schmerz und Elend ein Schnippchen geschlagen hatte und gestorben war. Lebte sie heute noch, sie wäre ein betagtes abgerackertes Weib mit vielen Runzeln auswendig und noch mehr Sorgen inwendig, und zuguterletzt als Ziel und Lohn für alle Bravheit und Mühsal doch noch das leidige Sterben. Das hast du besser gemacht, Marianna, dachte ich ihr zu, wie sie so schön und weiß dalag. Nicht das letzte Mal, daß ich mich in einen Toten verliebte, aus reinem Beifall darüber, daß er gestorben war. Alsogleich wäre ich bereit gewesen, eine Lustbarkeit anzuheben bei jenem Leichwachen, wenn mir jemand geholfen hätte. Aber in aller Ohren schrillte noch das gräßliche Schreien, und die Leute waren schweigsam und betrübt.

Um Mitternacht wurde die Marianna in die Truhe gelegt. Dabei haben sie manchen Schürzenzipf zernagt und manche rote Lippe, um das in tiefer Brust gewaltig tobende Schluchzen zu verbeißen, denn das laute Weinen ist nicht der Brauch in jener

Gegend, die Sterbesitten sind ein Gottesdienst, und dabei weint man nicht. Der Schmerz ist nicht geringer als anderswo, wenn ein trauter, geliebter Mensch in den Sarg gelegt wird, aber er vergeht in stiller Ehrfurcht vor der Majestät dessen, der den Tod sendet mit dem Auftrage, das irdische Leid zu enden und das ewige Leben zu beginnen.

Und in jener Nacht das erste Mal ist mir die Ahnung aufgegangen: Der Tod wird ein Aberglaube sein und die Wahrheit ist: ewiges unzerstörbares Leben. Nicht bloß im Sinne der heiligen Offenbarung, wohl auch im Sinne der Natur, die wir mit unserem leiblichen Auge sehen. Denn unter uns Leichwächtern befand sich auch ein alter Mann, der in jener Nacht eine merkwürdige Geschichte erzählt hat, derenwillen es eigentlich geschieht, daß dieses Kapitel aufgeschrieben wird.

Der alte Mann — ich sehe ihn heute noch — hatte ein fast kahles Haupt, aber sein langer Bart war noch schwarz. Sein Lebtag hatte er sich im Walde als Hirte oder Holzarbeiter aufgehalten, daher war seine Rede zwar ungeschlacht, aber bedachtsam, und wer alt wird, der weiß schließlich auch als Waldmensch etwas von der Welt. Der Jasel hatte den Franzosenrummel mitgemacht und sein eigentliches Kriegserlebnis, das er unzählige Male erzählte, war, daß die Franzosen ihm ein paar nagelneue, rotjuchtene Stiefel gestohlen hatten. Deshalb, so meinte er, hätten sie nachher auch zur Strafe das schreckbare Unglück in Rußland und bei Leipzig gehabt. Bei diesem Leichwachen aber fiel dem Alten auch noch eine andere Erinnerung aus jener Zeit ein, und als sie den starren schmalen Körper der Marianna in die Truhe legten, schnupperte er mehrmals mit der Nase, ersuchte den beisitzenden Webermeister um eine Prise Schnupftabak und sagte, mit dieser Truhe würde es sich

wohl doch nicht auch am Ende so wunderlich zutragen, als mit jener des alten Bauers Andreas Windlechner auf der grünen Au.

Freilich haben sie ihn gefragt, wie es sich denn zugetragen mit der Truhe des Windlechners, und darauf hat er angefangen, das folgende zu erzählen.

Seit dem großen Juchezer, den der Gott Vater gemacht hat bei der Erschaffung der Welt, wie er sieht, daß die zwei jungen Leut' zusammenpassen, hat's keinen so lustigen Menschen mehr gegeben, als den Windlechner. Der lustige Andredl hat er geheißen. Der ist mit Siebzig noch so jung gewesen, wie unsereiner mit Vierundzwanzig, und mit Fünfundsiebzig hat er bei des Jodlhans' Hochzeit dem Bräutigam die Braut entführt und sich mit ihr so weit in die Bergschlucht versteckt, daß sie's den ganzen Nachmittag nit mehr gefunden haben. Überall, wo es frisch hergegangen, ist der alte Andredl dabei gewesen, bei jedem Ball, bei jeder Hochzeit, bei jeder Hausnudel (häusliches Festmahl, zu welchem die Nachbarn eingeladen werden), und geredet hat der schier gar nichts, alleweil nur gejuchzet und gesungen. Stimm' hat er gehabt so hell wie ein junges Dirndl, hat auch alle Vögel können nachmachen und gleich hat die Katz' ihre Ohren gespitzt, wenn in der Stube auf einmal ein Zeiserl, oder ein Meiserl oder ein Dröscherl anhebt zu jubilieren. Auch die bösen alten Weiber hat er nachmachen können, aber hat's nit gern gethan, hat gesagt, sie thäten ihm zu viel kratzen in der Gurgel. Ich glaub's. Mit dem Gewand hat er sich getragen, der Andredl, wie ein junger Bursch, noch mit achtzig Jahren. Kirschrotes Leibel und himmelblaues Halstüchel und auf dem grünen Hut die Hahnenfeder und ein frisches Blumensträußel. Auch im Knopfloch ein Nagerl und auf dem Stecken eins. Das haben ihm die Weibsbilder verehrt; wo

ein anderer, oft ganz junger sauberer Bursch, von ihnen nichts hat bekommen, den alten Andredl haben sie über und über besteckt, daß er ausgeschaut hat wie ein großer Nelkenstock.



Aber halt zithernschlagen hat er können und maultrommeln und schwegelpfeifen und allerhand so Musik, und die längste Weil hat er können auf dem Kopf stehen, im Mund die Mundharmonika, in den Händen die Tschinellen und mit den Füßen Trommelschlagen bei der großen Bumpern am Kirchweihsonntag. Gott, das

ist ein Mensch gewesen, dieser Andredl! Vom achtzigsten Jahre an hat er sein Haus einem Enkelbuben überlassen, selber nichts mehr gearbeitet, hat gesagt, er wollt' doch einmal seine Jugend genießen. Ausg'schaut hat er freilich wie's Leben und seinen schneeweißen Schnurrbart hätt' er — sagt er — vom Rahmschlecken in der Butterkammer. Was der die Leut' g'foppt hat! Aber angesetzt keinen, sein Lebtag nit; bei der Falschheit, hat er gesagt, hört die Freud' auf und wer sich mit seiner Lustigkeit das Leben verthut — hat er gesagt — das ist ein Narr. Ja mein, da gehört eine besondere Gnad' Gottes dazu, daß einer das zuwegbringt, alleweil Freud' und nie keine Buß'! Gescheit sein! hat er gesagt, himmlischer Vater, gescheit sind andere auch und machen doch die dümmsten Sachen. — Wenn vom Sterben die Red' ist gewesen, hat der Andredl allemal einen Fachler gemacht mit der Hand: „Hört's mir auf! Sterben, das giebt's nit!“ Und hat er eins so liegen gesehen, wie wir dort die Marianna, so hat er einen Juchezer gemacht, daß man oft ordentlich erschrocken ist, und gemeint hat, der Alte wär' nimmer recht beisammen. — Und jetzt — so fuhr der Jasel bei jener Leichwache fort — werde ich auf das kommen, was ich eigentlich erzählen will. — Neunundachtzig Jahr' soll er alt geworden sein, just noch nit gar neunzig, der Andreas Windlechner. Da hat das Brullbergerpaar geheiratet, und der Alte ist richtig wieder bei der Hochzeit gewesen. In der Kirche bei der Trauung ist er ein klein bissel eingenickt, was den Leuten auffällt. Nachher beim Tanz ist er um so frischer gewesen und hat mit der Braut und der ersten Kranzeljungfrau zu gleicher Zeit einen Steirischen getanzt, an der rechten Hand eine, und die andere an der linken, und derweil er sich langsam dreht wie der Gründel in der Mühl, sausen die zwei Weiberleut, daß die roten

Kittel fliegen um und um. Auf einmal laßt der Alte ab, steht an dem Thürpfosten, greift mit der Hand an den Kopf, sagt noch: „Laßt's euch nit aufhalten, Leut'!" und geht in die Nebenkammer. Wie sie nachgehen, liegt er zwischen den Hochzeitskranzeln und Buschen und ist maustot. — Wohl, wohl, tot ist er gewesen, aber kalt und starr werden hat er uns nit wollen. Drei oder vier Tag haben wir herumgefrettet und sagt endlich der junge Windlechner: „Werden ihn halt doch müssen eingraben, zum Lebendigwerden thut er nichts mehr desgleichen!" „Ein Mittel müssen wir noch vorher probieren!" sagt der Zwisel Schneider und kratzt auf seiner Geige einen Strampfer. Und wie der Alte sich noch alleweil nit rührt, sagt der Schneider: „Aus ist's und gar ist's. Wenn der einmal beim Steirertanz nimmer zuckt, nachher ist er sicherlich tot."

Weil die Franzosen von Leoben her im Anrücken sind, und die Leut' mit ihrem Vieh ins Gebirg' hinaufwollen, so haben wir doch trachten müssen, daß wir ihn vorher begraben. Der Möstl-Michel hat eine seichtene Truchen gezimmert, hinein mit dem alten Andredl, das Brett drüber zugenagelt und in Gottesnamen fort auf den Friedhof. Ich und der Stein-Mirtel, wir haben ihn getragen, und wie wir durch den Zerwald hinabkommen ins Thal, hei, da reiten ihrer ein ganzer Teufel Franzosen daher, wir haben just noch Zeit, die Truchen in die Brombeerstauden zu werfen, und flugs ins Dickicht hinauf, daß wir ihnen noch ausgekommen sind, den Rothosen, den verhöllten! — Und das, meine Leut', ist dem lustigen Andredl sein ganzes Begräbnis gewesen. In der Brombeerstauden wird er Jahr und Tag gelegen sein, was weiß ich, es sind unruhige Zeiten gewesen. Uns haben die Lebendigen Sorg' und Kummer genug gemacht, haben nit Zeit gehabt, auch noch an die Toten zu denken. Und erst viel später, wie sie die Franzosen

schon zusammendrischakert gehabt haben draußen bei Leipzig, da findet eines Tages der Halter Florl im Brombeergestauder die Truchen. Halb eingefilzt ins Gestauder soll sie gewesen sein, über und über schon voller Moos und bei den Fugen sind Schwammerln herausgewachsen, Sauerklee, Eriken und so Kräuterwerk. Hat sich aber nit getraut nachzuschauen, der Florl, und nachdem er eine Weil so dagestanden ist vor der Truchen, ist er stad davongegangen, zum Bauernhaus hinauf, und er hätt' eine Totentruchen g'funden in den Brombeeren. Da nachher sind die Leut' gleich schauen gegangen, aber keiner hat die Kurasch gehabt und hätt' sie aufgemacht, die Truchen. Bin auch dabei gewesen und mir selber sind die kalten Erbsen gelaufen über den Buckel hinab. Endlich hat doch einer angefangen und mit dem Stecken den Deckel ein wenig aufgezwängt. Alle haben sich abgewendet, wie der ausschauen wird dadrinnen— ich dank' schön!



Auf einmal ist das Brett ledig, Ameisen und Rasseln, Erdreich und anderes Käferwerk wuseln heraus, junges Gras und Moos und Halmwerk und ein Vogelnest — ein Amselnest ist in der Truchen. Die hat von unterwärts ein Loch, und Junge sind drinnen, sperren die Schnäbel auf und piepsen, und die Alten schwirren umher und kreischen und greinen, daß wir ihr Haus und Heim hätten erbrochen. Und gäh versuchen's auch die Jungen mit ihrem Vogelglück, flattern auf und ins Dickicht hin, daß alles bledert. Und der alte Andredl? Wo ist der? Was glaubt ihr, Leut', wo ist der gewesen? Der ist nit in der Truchen gewesen und nit neben der Truchen, und nit unterhalb, der ist nirgends gewesen. Wir haben weitum gesucht, nit ein Knocherl von ihm, nit ein Fetzerl von seinem Gewand. Wir haben uns jetzt an alles erinnert vom Begräbnistag her, und daß ihn uns die Franzosen abgejagt. Sollten sie ihn mitgenommen haben? Wohl gewiß nit. Eher ist er selber aufgestanden und davongegangen. Nachher haben wir gehorcht, ob wir ihn nit etwa singen oder juchezen hören kunnten irgendwo. Nichts. Die Vögel haben gesungen und der Wind hat gerauscht, und der Hirsch hat geröhrt oben im Wald, aber vom Andredl kein Haarl und kein Windl. Und nichts bis auf den heutigen Tag! — Nun soll mir einer sagen, wie das zugeht? — Wenn er jetzt die Thür aufmacht und steigt herein, ich möcht's frei glauben und heilig kommt's mir immereinmal für, der alte Andreas Windlechner regiert heut' noch herum auf der Welt! —

Solches hatte der Mann aus dem Walde erzählt bei der Leichwach auf jenem Hofe. Es erhob sich sodann ein Mutmaßen vom Scheintotsein, von Leichenraub und dergleichen. Ich hatte für mich eine besondere Meinung, sagte sie aber nicht. Sage sie

auch heute noch nicht, in solchen Dingen wird man leicht miß-verstanden, und ich will lieber gar nicht verstanden als mißverstanden werden.

Als der Morgenschein durchs Fenster kam und vor ihm die weiße Truhe errötete wie die Wange einer Jungfrau, da trat jemand hin an diesen Sarg und sagte: „So, meine liebe Marianna, jetzt werden wir halt um ein Häusel weitergehen.“ Der Vorbeter that schon den Mund auf, um die Abschiedsrede zu halten, den stieß ein Nachbar in die Seite: „Mußt nit! Sie sind betrübt genug!“ Der Vorbeter jedoch hub an: „O liebeste Jungfrau Marianna! In früher Jugendzier mußt du Urlaub nehmen von Vater und Mutter, von Schwester und Bruder und mußt ins kühle Grab!“

„Halt's zsam und friß dein' Red' selber!“ unterbrach ihn der Nachbar barsch, denn die Anverwandten begannen krampfhaft zu schluchzen und wären über die Herzenspeinigung, die ihnen der Vor-beter zugedacht, wohl in ein wildes Weinen ausgebrochen, wenn man nicht rasch den Sarg gehoben und ihn unter einem lauten gemeinsamen Vaterunser zur Thür hinausgetragen hätte. Das surrende Alltagsgebet wird die armen Herzen ein wenig betäubt haben, und wenn an eines derselben etwa gar sachte das heilige Wort geklopft hat: Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden! dann wird wohl alles andere Menschenwort überflüssig gewesen sein.

Wir sind hernach mit der hoch auf einer Bahre schwanken-den Truhe im Hohlwege dahingegangen unter Weiden und Birken. Diese Bäume haben ein zartes Gewölbe gebaut über den Toten-zug und auf den unzähligen, leise im Morgenwind zitternden Herz-lein der Blätter haben die Tropfen des Taues gefunkelt in allen

feurigen Sonnenfarben. Und wie die Finken, die Amseln, die Lerchen so hell singen und jubilieren, daß sie schier das Gebet der Menge überklingen, da stupfe ich meinen alten Holzer Jasel in die Seite und raune ihm ins Ohr: „Hörst du ihn? Hörst du ihn denn nicht? Das ist ja der lustige Andredl!“





Hextens 50 000 Gulden.

Eines Tages lief ein fleißiger Aufpasser zur Steuerbehörde: „Habt ihr den Wolf in der Gruben?"

„Den Wolfgang Filzmoser aus dem Grubenwald?" entgegnete das Steueramt barsch,

„den Pechölmann? der im Sommer mit Erdbeeren hausieren geht? Ne, den armen Teufel haben wir nicht.“

„Löbliches Steueramt!“ sprach der Mann gar unterthänig, „dieser arme Teufel ist einer der reichsten Männer unseres Bezirkes. Er übt eine Menge Gewerbe aus, er ist Pechschaber, Pechölbrenner, Ameiseiergräber, Kräuter-, Pilz- und Beerensammler und handelt mit all diesen Sachen. Sogar eine Branntwein-Destillation soll er irgendwo haben, wozu würde er sonst die Beeren der Ebereschen sammeln. Ein Unchrist will ich sein, wenn der Wolf in der Gruben nicht ein Dutzend Agenten beschäftigt. Der nimmt Geld ein, der Wolf! Löbliches Steueramt, den müßt ihr anbohren!“

Das Steueramt gab dem Offenbarer zu verstehen, er könne sich schon fortmachen. Dann schüttelte es den Kopf, aber es war nun Pflicht und Schuldigkeit, den Mann hervorzuholen. Der alte Wolf in der Gruben bekam einen grauen Bogen mit schwarzen Linien und leeren Räumen dazwischen, und die Aufforderung, als redlicher Staatsbürger bei seinem Gewissen das Jahreseinkommen wahrheitsgemäß einzubekennen, widrigenfalls u. s. w. Es sträubt sich die Feder, den grausamen Nachsatz wiederzugeben. Wir kennen ihn ja alle.

Nicht lange dauerte es, so war das Einbekenntnis des Wolf in der Gruben da. In sehr spießiger Schrift und mit angstblasser Tinte gab er an: Einkumen jerlich hertens fl. 50000.

Waaas! rief das Steueramt aus. Dieser simple Waldmensch macht so große Geschäfte! Unglaublich. Doch halt! Wenn er fünfzigtausend eingesteht, so nimmt er gewiß hunderttausend ein, wir kennen das. Vorläufig läßt sich aber nur mit der eingestandenen Summe rechnen.

Wenige Tage später keuchte der Amtsdiener hinauf in den

Grubenwald und suchte lange das Haus des Wolf. Diesen traf er unterwegs. Der Wolf war gerade auf dem Anger beschäftigt, von dem gebreiteten Tuche die gesammelten Ameisen auslaufen zu lassen, die während der Flucht ihre Eier vom Wuste sonderten und so dem zweifüßigen Ungetüme daneben unbewußt einen Gefallen thaten. Die Arbeit, oder vielmehr die Ameisen muß man verstehen, und der Wolf verstand sie. Er that just mit seiner Tabakspfeife um; der Saggra wollte nicht brennen, weil's hauptsächlich einer von Buchenlaub war. Jetzt, wie der Mann hörte, daß er zu den steuerzahlenden Staatsbürgern aufgenommen wär', verneigte er sich vor dem Boten und dankte für die Ehr'. Dann kletzelte er den grauen Bogen auf, Gott, das ging umständlicher wie Pechschaben und Ameisgraben. Und im Bogen da sah er sehr hübsch geschriebene Ziffern stehen. Dem Wolf in der Gruben war an Gewerbs- und Einkommensteuer für das verstrichene Jahr vorgeschrieben, bei Vermeidung der Exekution innerhalb vierzehn Tagen zu leisten einen Betrag von viertausendfünfhundertsechzig Gulden einundsiebzig Kreuzern.

Der Bote stand da, als warte er auf ein Trinkgeld. Der Alte blinzelte ihn nun an und sagte: „Das ist kein schlechter Spaß.“ Sonst sagte er nichts, sondern sah wieder nach seiner Arbeit.

Am nächsten Sonntag ging der Wolf ins Wirtshaus, ließ an den Tischen den grauen Bogen umhergehen und prahlte sich mit ihm. Die Bauern murmelten nur so und blickten ehrerbietig auf den Waldmenschen, der ein gar so einfaches Kleid anhatte und ein gar so einfältiges Gesicht und gar so viel Geld.

„Das zahlt sich aus,“ sagte der Wirt, der sich aufs Rechnen verstand, „bei dir verdient sich ein Angeber was, wenn er ein

Drittel der Steuer kriegt, und so viel soll so ein Herr ja glaub' ich kriegen, dann macht's eintausendfünfhundertzwanzig Gulden, und davon braucht er gewiß keine Einkommensteuer zu zahlen. Ja, ja, kannst mir's glauben, Wolf, angegeben bist worden. Das Steueramt selber wäre nicht so schlimm."

„Was redest denn, Herr Vater!" rief Wolf, „das ist doch nichts Schlimmes, wenn einer über viertausend Gulden Steuer zahlen kann."

Weiter sagte er kein Wort und die Leute erfuhren es nicht, wo der Alte sein vieles Geld hatte.

Für den Wolf war nun aber das eine mißlich: er konnte bei seinem Hausieren mit Pechöl nicht mehr um einen „warmen Löffel Suppe" betteln, er mußte jetzt überall alles bezahlen und teurer als andere. Dafür wurde er auch überall mit Ehren behandelt, er mußte im Wirtshause beim Herrentisch sitzen, er bekam ein frisch ausgespültes Trinkglas und ein blank gescheuertes Eßbesteck und lauter so hübsche Sachen, und das that ihm wohl. Auch angebettelt wurde er jetzt oft und er wußte die Ehre zu schätzen.

Das Steueramt wartete auf die viertausendfünfhundertsechzig Gulden. Die vierzehntägige Frist wartete es ganz geduldig ab; natürlich, der Wolf wird bis auf die letzte Stunde vom Betrag den Zins genießen wollen, macht ein hübsches Tabaksgeld. Als dann aber die dritte Woche auch verstrich, und zwar mit einer Harmlosigkeit, als ob kein Wolf in der Gruben auf der Welt wäre, und als die vierte Woche mit demselben einfältigen Gesichte begann, da schickte das Amt den Boten noch einmal hinauf.

Er traf den Wolf wieder im Walde, wo der Mann ein großes Feuer angemacht hatte und mit einem langen Aststummel in demselben herumstierte. Am Feuer standen mehrere große

Töpfe, in welchen eine dickliche, glänzend schwarze Masse brodelte.

„Ist das Mittagsmahl schon fertig?“ mit dieser Anrede begrüßte der Bote den Wolf.

„Wenn's Ihm schmeckt, ist Er eingeladen,“ sagte der Wolf, „aber es wird Ihm gar zu hantig (bitter) sein.“ Das in den Töpfen war nämlich kochendes Pech.

„Da hätt' ich wieder ein Papierl für den Wolf,“ sprach der Bote, „seit zehn Tagen ist Exekution und wenn Er binnen acht Tagen nicht zahlt, so wird gepfändet. Das Haus und die Fahrnisse und alles!“

„Ist schon recht,“ antwortete der Alte, „kommt nur. Wenn ich nicht zu Hause sein sollte: der Schlüssel liegt unter der Thürschwelle im Mausloch.“

„Er hat aber zu Hause zu sein, wenn die hohe Obrigkeit kommt.“

„Wenn's sein kann, recht gern. Vor der hohen Obrigkeit hab' ich keine Angst und vor dem löblichen Steueramt schon am allerwenigsten.“

Als das Steueramt hierauf wieder acht Tage und noch einmal acht Tage gewartet hatte, jeden Tag an zehn Gulden Exekutionsgebühren aufschreibend, war die Geduld endlich aufgezehrt. Ihrer drei Herren und zwei Diener stiegen hinauf ins Waldgebirge. Sie rauchten unterwegs so gemütlich ihre Cigarre, und kein Mensch sah in ihrem freundlichen Äußern die inneren Wölfe. Auf der flachen Ausböschung eines Berges stand ein schöner, großer Bauernhof; das gemauerte einstöckige Wohnhaus mit den vielen Fenstern sah aus wie ein kleines Schloß und die stattlichen Wirtschaftsgebäude waren wie ein kleines Dorf.

„Ist's da beim Wolfen in der Gruben?“ fragte einer der Herren



„Wohl nit,“ war die Antwort einer Magd, „da ist's beim Fürstenhofer. Der Wolf ist weiter oben.“

Nachdem sie noch eine Weile durch finsteren Wald gegangen waren, kamen sie zu einer Mulde, die Gruben genannt. Da war langes Gras und Gesträuch und das Gestock geschlagener Bäume. Und hier stand das Haus des Wolfen. Es war aber eigentlich eine Köhlerhütte und auf dem halbflachen Dache derselben hockte der Wolfgang Filzmoser.

Was er da oben treibe? wurde gleich gefragt.

„Ich thu' mir just die Kuchen backen für den Winter,“ ant-

wortete der Alte, denn er hatte zerschnittene Pilze auf die Bretter hingelegt, damit sie in der Sonne dörren konnten.

„Er soll ein bissel herabkommen.“ Schreibzeug wurde hervorgeholt, das große Amtssiegel wurde ausgepackt und mehrere Stangen Petschierwachs thaten sie bereit. Mit bedenklicher Miene wurde die Hütte besichtigt, zuerst auswendig, dann von innen, wobei sich mehrere in der Dunkelheit die Köpfe anstießen.

„Ja, wenn man das Fenster zumacht, dann ist's freilich finster,“ sagte der Alte und machte die zugezogene Thüre wieder auf.

Ob er denn dahier sein Haus und sein Heim hätte?

„Schon seit drei Jahren.“

Sie fragten nicht erst, ob er jetzt zahlen wolle. Die Gnadenzeit war verscherzt, unverzüglich erfolgte trotz einer gewissen Aussichtslosigkeit die Aufnahme des Inventars.

„Wir hätten uns den Weg ersparen können,“ meinte einer der Herren. „Diese Hütte ist nichts.“

„Sein thut sie schon was, aber mein gehört sie nicht,“ sagte der Wolf. „Dem Fürstenhofer gehört sie. Solang er nicht Kohlen brennt, darf ich drin wohnen. Aber das“ — er wies auf die Gegenstände in der Hütte — „das da ist alles mein, wenn's die Herren besteuern wollen.“

Das Inventar lautete: „Hölzerne Truhe mit vorhandenen Kleidern und Wäsche fl. 15, ditto Bettstatt mit Tuch und Kotzen 90 kr., ein Holzzuber 30 kr., ditto mit Eisenreifen 35 kr., Kochgeschirre 1 fl. 50 kr., ein Blechlöffel 2 kr., vorhandene Eßvorröte fl. 2, drei Wandbildchen mit Weihbrunngefäß 15 kr.“

„Ja,“ sagte der Alte, „das gehört alles mein. Aber da ist noch was!“ Aus dem Westensack zog er eine Uhr hervor.

Stand sie auch schon auf dem Blatt: „Silberne Taschen-uhr fl. 7."

„Und das Beste findet ihr gar nicht," rief der Alte und nestelte aus dem Bettstroh einen Strumpfsack hervor, der einen ruppigen Bauch hatte und mit einem Riemen zugebunden war. „Bares Silbergeld im Werte von fl. 80", also kam der Strumpf mit den alten Münzen ins Inventar.

„Und wo hat Er das weitere Geld?" fragte einer der Amts-leute scharf.

„Aha, den Herren wird man nicht zu gescheit!" schmunzelte der Wolf und zog aus dem inneren Rocksack langsam eine große rote Brieftasche hervor. Da drinnen war der Heimatschein, ein gemalter Bauernkalender, ein Tobiassegen und fünf Gulden in Papier.

„Das ist nicht alles, Alter!"

„Ist auch nicht," murmelte dieser und that aus dem Hosen-sack ein Lederbeutelchen; da drin war eine ganze Menge Kupfer-kreuzer.

„Wolf!" rief nun das Steueramt, „Er macht sich lustig über die Behörde! Ich will Ihm's nicht raten! Wo ist das Ver-mögen?"

„Sonst hab ich nichts mehr," antwortete der Alte.

„Er hat amtlich angegeben, daß er jährlich 50000 Gulden Einnahme habe!"

„Das wär' lustig! Wenn's wahr wär'!" lachte der Alte auf. War auch schon der graue Bogen vorhanden.

„Hier steht es schwarz auf weiß, fl. 50000. Hat Er das geschrieben?"

„Ja, freilich, meine Herren."

„Und uns zum Narren gehalten?“

„Gott bewahr', meine Herren! Ich habe nicht geschrieben: fünfzigtausend Gulden; ich hab' geschrieben fünfhundert Gulden, ja für's höchst' fünfhundert Gulden. Heuer g'langt's nicht auf dreihundert, und sind da schon die neunzig Holzknechttagwerke dabei. Die Zeiten werden halt alleweil schlechter. Jetzt hat mir der Förster das Pechhacken verboten und das Ameisgraben, und das Beerenbrocken will er mir auch nicht erlauben. Nachher kann ich zusperren oder offen lassen und mit dem Bettelsack gehen. Bin nur froh, daß mein Weib gestorben ist. Über zwei Jahr' ist sie mir auf dem Stroh gelegen und immer einmal haben wir allzwei die halben Nächte lang geflennt, so schlecht ist's uns 'gangen. Das gute Wesen, was bin ich froh, daß sie der Herrgott zu sich genommen hat! Mit mir wird er wohl auch ein Mittel machen, wenn's Zeit ist.“ So sprach der alte Wolf und in seinem braunen hageren Gesichte zuckten die Muskeln.

„Ja, ja, ist alles recht!“ sagte nun das Steueramt, „aber die 50000 Gulden!“

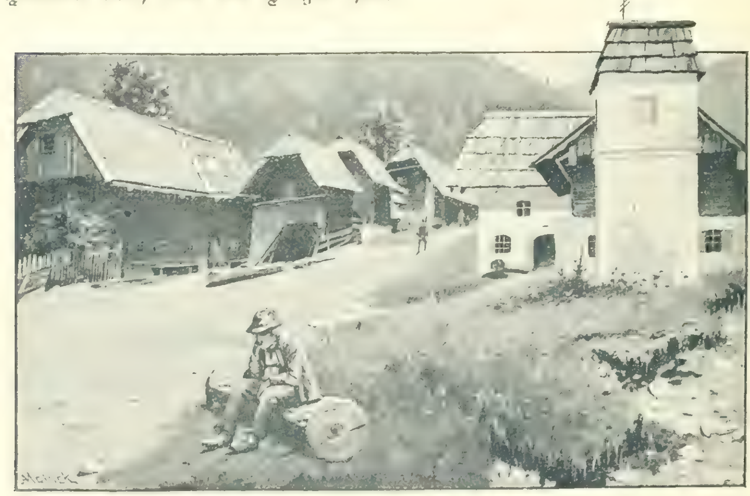
Ich glaub's, daß sie ihm im Kopf umgingen.

Und was hat sich nun herausgestellt? Es hat sich herausgestellt, daß der Wolf auf den Einbekenntnisbogen so geschrieben: „Einkumen jerlich hextens fl. 500.00 (bedeutet soviel als Gulden 500, Kreuzer 00).“ Aber das Sternlein zwischen den Nullen war abhanden gekommen oder vielmehr so verblaßt, daß man es bei Tage nicht sehen konnte und bei der Nacht noch weniger. Mit der Lupe glückte es einem geschickten Sterngucker, es noch zu entdecken, sonst wäre der Alte wegen Irreführung oder Belügung oder Verspottung der Behörde (drei messerscharfe §§§ standen dafür da) bestraft worden.

Der Wolf war sehr überrascht, als er trotz der fürchterlichen Anstalten schließlich nicht einen Kreuzer Steuer zahlen brauchte. Von nun an saß er Sonntags im Wirtshause wieder auf der Ofenbank und aß seine „Portion Fleck“ mit rostigem Löffel; Werktags konnte er bei den Bauern sein Süpplein wieder dreist erbetteln. Und fürs geschenkte Süpplein schenkte er den noch Ärmeren einen Kreuzer.

Heute ist der alte Wolf schon ganz gebückt, aber trotzdem kann er nicht mehr Schwämme und nicht mehr Erdbeeren suchen, denn es haben ihn die Augen verlassen. So hockt er am Ende des Dorfes an der Straße, denkt wehmütig an die glanzvolle Zeit, da er in so herrlichem Geruche gestanden, und wartet. Manchmal geschieht es, daß ein Mann vorüberreitet oder fährt, der über viertausend Gulden Jahressteuer zahlt und ein mißmutiges Gesicht hat. Wenn einer ohnehin so lasterhaft hoch besteuert ist, den Bettlern auch noch geben? Nein. — Da murmelt der Alte manchmal vor sich hin: „Siehst du, Wolfel, auch die hohen Steuern machen nicht glücklich!“

Wahrlich nein, mein Guter. Und Reichtum macht wohl die Hemden lind, aber die Herzen hart.





Das Unglück in Rieselwang.

Meine Familie — so erzählt Freund Hans — pflegt die Sommerfrische in Rieselwang zuzubringen. Rieselwang ist ein kleiner Ort im Gebirge. Ich bin an mein Amt in der Stadt gefesselt und kann die Meinigen — die Frau, die drei Kinder, die Großmama — im Laufe des Sommers nur zwei oder dreimal besuchen. Manchmal empfindet man's recht angenehm, ganz sein eigener Herr und sein eigener Knecht zu sein, daß man sich Gesellschaft, Tisch und Unterhaltung auswählen kann in der großen Stadt, hübsch nach Belieben. Ein anderesmal erwacht der Familiensinn und es verlangt mich, die Meinen zu sehen, sei es auch nur auf Augenblicke, um mich persönlich zu überzeugen, daß allen wohl ist. Denn die Briefe sind nicht immer verläßlich. Einmal haben sie dort den Typhus durchgelitten, ohne daß ich eine

Ahnung davon hatte; meine Frau schrieb nur von einem Magenkatarrh, der wohl durch das zwar gute, aber ungewohnte Trinkwasser entstanden sei und ganz vorübergehender Natur wäre. Ein anderesmal fiel der Junge vom Kirschbaum und brach sich den Arm; ich erfuhr erst davon, als er wieder geheilt war. Das ist ein unbehagliches Gefühl, und man kommt auch dann nicht von bangen Sorgen los, wenn die Briefe noch so beruhigend lauten. Sie verschweigen mir's und sie verschweigen mir's! Solche Qualen als Folgen zu großer Rücksicht.

Nun waren eines Tages Depeschen eingelaufen von einem schweren Ungewitter, das in den Alpen niedergegangen sei und gerade in der Gegend von Rieselwang furchtbar gewirtschaftet haben sollte. Man sprach von einer großen Überschwemmung, doch stand mein Sommerhaus auf einer Anhöhe. Man redete von Lawinen; mein Haus war geschützt durch eine Felswand. Es verlautete von einem Bergsturze, von Blitzfeuern . . . Von den Meinen vermißte ich die Nachricht. Den ganzen Tag verließ ich meine Wohnung nicht und wartete auf eine Botschaft. Am besten wäre es gewesen, mich gleich am Vormittage auf die Eisenbahn zu setzen. Gegen Abend endlich die folgende Depesche: „Rieselwang. Komm, wenn irgend möglich, heute nachts! Natalie.“

Also doch! Also doch ein Unglück. Wenn die einmal so telegraphieren! Es mußte wohl groß genug sein bei der dringenden Form der Depesche. Natalie wußte gut genug, was das hieß, in der Nacht nach Rieselwang zu fahren. Es ging in der Nacht gar kein Zug. Der Abendzug geht nur bis Kalten. Den benützte ich; kaum war er vom Bahnhofe abgerollt, fiel es mir ein, ich hätte Rettungsmannschaft mitnehmen sollen, oder wenigstens einen Arzt. Der Einfall war zu spät gekommen. In Kalten, wo ich

abends neun Uhr ankam, wollte ich einen Extrazug nehmen, der bequem um Mitternacht in Rieselwang sein konnte. Und nun sagte mir der Stationsbeamte, ob ich denn nicht den Samstagsvergnügungszug aus der Stadt benützen wolle, der um neun Uhr achtzehn Minuten in Kalten ankomme und um halb zwölf Uhr in Rieselwang halte. Der Samstagsvergnügungszug, an den hatte ich gar nicht gedacht. Meine Freude war groß, und so sollte ich denn mit dem Vergnügungszuge nach dem Orte des Unheils fahren. In Kalten konnte ich nichts erfahren, als daß in der vorhergehenden Nacht ein starkes Hagelwetter niedergegangen war drinnen im Gebirge. Ich fühlte mich wesentlich getröstet, ging in die Restauration und ließ mir eine Flasche Bordeaux geben. Das soll jeder thun, der Kummer hat und auf einen Eisenbahnzug warten muß.

Nein, nein, das soll keiner thun, der in Kummer ist und auf einen Eisenbahnzug warten muß. Während ich meine Zeche bezahlte, pfiff draußen die Maschine, ich fragte, ob der Vergnügungszug schon einfahre. „Der fährt eben ab!“ rief der Kellner. Ich habe gemeint, vor Wut in den Boden ein Loch treten zu müssen. Halten lassen! Halten lassen!“ Laut rief ich es am Perron. Es half nichts. Die roten Laternen waren noch zu sehen draußen auf der Strecke, und bald auch diese nicht mehr. Ich war auf dem Bahnhof in Kalten, und jetzt sollte doch noch der Extrazug dran.

Und nun ward mir mitgeteilt, daß ein Extrazug ohne Bewilligung der Direktion und des hohen Verkehrsministeriums nicht beigestellt werden dürfe. — So. In zwei bis drei Tagen konnte die Bewilligung wohl herabkommen vom Reiche Bureaukratien.

Mein grenzenloser Ärger — nicht über mich Leichtsinnigen natürlich, sondern über den versäumten Zug, der nun glatt und sicher gegen die armen verlassenen Meinigen dahinrollte, dieser

Ärger kannte keine Grenzen. Doch hatte er das Gute, daß er die Angst zurückdrängte. Mir wäre aber die wehe Angst lieber gewesen als dieser gallbittere Ärger, der mich zu Asche verzehrt hätte in jener Nacht, wenn ich dem Mißgeschick nicht noch zu parieren versucht hätte. Ich nahm in Kalten ein Fuhrwerk, dreifach mußte es bezahlt werden, um überhaupt eines zu bekommen, und außerdem sollte ich noch gutstehen für Pferde und Wagen. Dafür verpflichtete sich der Kutscher, mich noch vor Sonnenaufgang in Rieselwang abzuladen.

Und so ging's mit zwei Rappen und einem leichten Gebirgswagen in die Nacht hinein. Im oberen Thal der Kalten hatte sich Nebeldunst gebildet, hinter welchem die Berge im blassen Lichte des aufgehenden Mondes wie matte Wolkenbänke zu sehen waren. Einen Eisenbahnzug, der vom Gebirge kommend nahe an der Landstraße heranrauschte, hätte ich mögen anhalten und die Insassen befragen nach Neuigkeiten in Rieselwang. Der Zug sauste vorüber, und ich kam mir vor wie ausgeschlossen von allen modernen Verkehrsmitteln, am Tage der Not.

Zurückgelehnt in den Wagen, bei der scharfen Kühle der Nacht wohl in den Mantel geschlagen, so blickte ich mit halbgeschlossenen Augen vor mich hin. Die Bäume, die Wegsäulen, einzelne Gebäude schwankten träge vorüber, und das Traben der Pferde und das Knarren des Wagens waren immerfort und immerfort. Mein Zustand wurde traumhaft. — — Komm, wenn irgend möglich, heute nachts! Ob sie alle leben? Ob etliche nicht verschwemmt, oder verschüttet, oder verbrannt sind? Gottlob, wenn ich nur Ruinen finde, nicht Leichen. Das Schlimmste ist nicht, Natalie lebt. - - Nachdem wir ein paar Stunden gefahren waren und die Straße den Berg hinanschlängelte, begegneten uns zwei Leute, die

unter Rückkörben keuchten und mühselig herabkamen. Ich ließ anhalten und fragte sie.

„In Rieselwang,“ sagte der eine mit heiserer Stimme, „da schaut's schlecht aus. Alles derschlagen.“

Ob auch Menschen zu Grunde gegangen wären?

„Alles derschlagen,“ wiederholte er.

„Vom Blitz? Vom Bergsturz?“

„Alles derschlagen in den Erdboden hinein.“ Und davon war er. Ich ließ anziehen. Was doch das ein träges Ding ist, ein Pferdewagen! Oft hatte ich mich über die Poesielosigkeit der Eisenbahn beklagt, nun schlug ich an meine sündige Brust. — Von einer Höhe aus sah man in die Niederungen, wo es dunkel war, wie auf dem Meere. Der Mond schien jetzt herab, und stellenweise blitzte ein Wasserstreifen, der durch die Waldung zog. Auf unserer weißen Straße lag mancher finstere Wipfelschatten, so scharf, daß ich mich wunderte, die Pferde darüber nicht stolpern zu sehen. Es war ja eigentlich eine wunderschöne Fahrt für eine andere Gelegenheit. Heute verzehrte mich die Ungeduld.

Plötzlich standen die Pferde still. Ein einschichtiges Haus stand da in der freien Gegend. Über die Straße war ein Schlagbaum niedergelassen. Der Kutscher rief den Mautner. Der kam nicht, und der Schlagbaum blieb über die Straße gespannt. Der Kutscher pochte und rüttelte am Thore des Mauthauses, es war verschlossen und es meldete sich drinnen niemand. Ich war aus dem Wagen gesprungen, wir suchten den Schlagbaum zu heben, der war mit einem Eisenschlosse an den Pfahl gefesselt und wich nicht. Wir erbrachen das Thor des Hauses und drangen hinein, immer nach dem Mautner rufend, daß er uns passieren lasse. Mit einem Streichholz, das der Kutscher in der Hand hielt, durch

schritten wir zwei Zimmer. In dem ersten lag ein schlummerndes Kind, das trotz unseres Lärmes nicht erwachte. Es war vielleicht ein halbes Jahr alt. Im zweiten Zimmer auf Strohschaub lag die Mumie eines Menschen. Ein Greis, kahl und dürr, zitternd und blind. Er richtete sich halb auf und wies mit den Händen nach Kasten und Truhen hin. Auf unser Verlangen, die Mautschranke zu öffnen, hub er an zu wimmern und mit einer bebenden Fistelstimme bat er, doch nur alles fortzunehmen, was wir fänden, bloß das Leben möchten wir ihm lassen. „Wozu ein solches Gerippe noch das Leben braucht!“ rief der Kutscher ärgerlich aus, ich langte nach einer Axt, die an der Wand hing, der Kutscher suchte und fand eine zweite, wir gingen und hieben den Schlagbaum entzwei.

Endlich ging's wieder dahin auf einer Hochebene in der klaren Mondnacht. Auf den Matten standen die Heuhüffeln, dort und da lag ein weißer Felsblock, dann wieder ragte ein schlanker Fichtenbaum, und diese Gestalten schoben sich sachte durcheinander, daß es gespensterhaft spielte.

Etwa eine halbe Stunde hinter dem Mauthause begegnete uns ein angeheiterter Mann. Der fiel den Pferden in die Zügel und rief uns lallend zu, wie wir durch den Schlagbaum gekommen wären? Ob wir die Mautgebühr bezahlt hätten?

„Wenn Sie der Mautner sind, da rate ich Ihnen, sich eilig davonzutrollen, sonst könnte Ihnen etwas Unangenehmes begegnen.“ Auf diese meine Antwort hat er sich weiter geschoben. Bald hinter ihm kam ein keifendes Weibsbild gegangen. Wir mutmaßten, daß es seine Ehewirtin war, welche ihn vom Wirtshaus heimtrieb.

Wir kamen zu einer Art von Holzerhütte, wo, wie der Kutscher erzählte, Branntwein geschänkt wurde, und wo vor Zeiten Leute





ermordet worden waren. „Der Wirt ist gehenkt worden, aber sein Sohn führt das Geschäft fort,“ schloß der Kutscher seine unheimliche Mitteilung.

Wir hielten da nicht an, aber später bei einem Brunnentroge standen die Pferde still und tranken. Nun horchte ich hinaus in die stille Nacht. Im kurzen nassen Grase sangen die Grillen. Aus fernen Tiefen herauf dröhnte ein Murren und Rollen. — Der Kutscher sagte, das wären die Altbacher Wasserfälle. Eine Viertelstunde später sahen wir sie auch. Drei silberne Riesenketten gingen an den gegenüberstehenden Bergwänden nieder. Stellenweise waren sie in Zickzack gebogen und unterbrochen, stellenweise zuckten und sprühten sie Funken und stellenweise wieder war es, als stiegen zarte Nebel auf, in welchen der Mond seine Regenbogenfarben spielte. Das war so schön, daß ich ein wenig halten ließ, um hinschauen zu können. Aber durch das dumpfe Tosen der Wässer hörte ich leise wimmern: Komm, wenn irgend möglich, heute nachts! —

Die Straße war arg verwaschen und ging nun in vielen Windungen thalwärts, der eingeschliffene Radschuh quitschte, der Kutscher hielt mit aller Vorsicht die Riemen. Zur Rechten baute sich ein schroffes Gewände auf, zur Linken war ein finsterer Abgrund. Da hinab in diese schwarzen Tiefen konnte das Mondlicht nicht dringen, hingegen beleuchtete es die gegenüberstehenden Felsmassen so klar, daß jede Tafel, jede Runse deutlich zu sehen war. Im blassen Sternenhimmel gab es Unruhe, die Sternschnuppen fuhren nach allen Richtungen hinaus und hinab.

Plötzlich riß der Kutscher die Pferde zurück, daß sie standen, sonst wären sie wohl bald in der Tiefe gelegen. Die fahle Straße war zu Ende, abgebrochen, ein Wildwasser, das vom Kare niedergefahren, hatte die Brücke weggerissen. Es ging nicht weiter. Ein

ungeheurer Schuttstrom durchquerte unsern Weg, und zwischen dem Gesteine rieselten die Wässer.

Jetzt hatte ich keinen Zornruf mehr, ich sah, daß alles vergebens ist, wenn die Götter nicht wollen. Ganz stumm war ich und auch der Kutscher sagte sonst nichts, als leise: „Wenn man nur umkehren könnte!"

Er spannte die Pferde aus und führte sie mit unendlicher Mühe und Gefahr zwischen Wagen und Berghang nach rückwärts. Der Wagen selber konnte auf dem hier so schmalen Wege von uns nicht gewendet werden, der mußte stehen bleiben, der Kutscher mit den Pferden sollte nach Hause.

Und ich? Man konnte es zur Not versuchen, über den Schuttstrom zu klettern. Aber wenn die Götter nicht wollen, so schwemmen dich die Wasser in den Abgrund, oder es giebt weiterhin noch andere Fährlichkeiten, zwischen denen du eingeschlossen bist. ohne vorwärts oder rückwärts zu können.

Wie weit es denn noch sein könne bis Rieselwang? —

„Es kann nicht mehr so weit sein," antwortete der Kutscher, „zu Fuß in längstens zwei Stunden müßte man, denke ich, das Dorf erreichen. Wenn's der Herr wagen will, über diesen Graben helfe ich hinüber. Dann geht die Straße wieder glatt fort, immer niederwärts. Und wenn wieder ein Wasserbruch kommen sollte, man weiß es ja nicht, das Gewitter muß war gewirtschaftet haben, so ja nicht probieren hinüberzusteigen, lieber warten, bis es Tag wird. Wären die Pferde nicht, ich ginge mit."

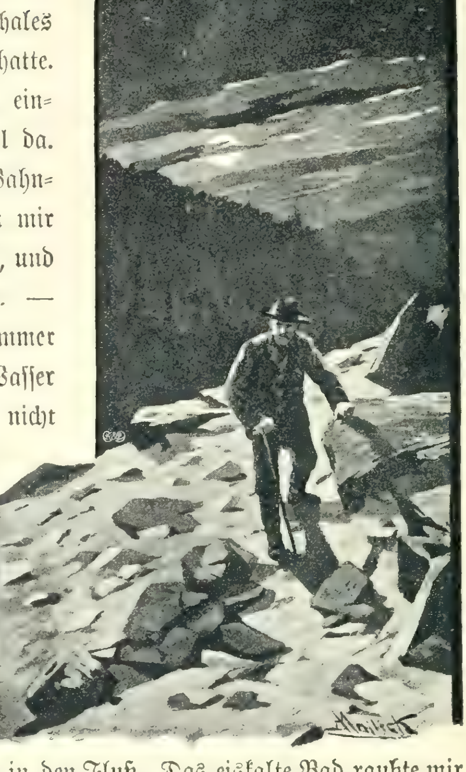
„Kehren Sie nur um, Kutscher, es wird gehen, wie es gehen mag, mir ist jetzt schon alles eins. Da, nehmen Sie für die verlorene Nacht. Und wenn ich nicht mehr gesehen werde, so wissen Sie's und sagen Sie's meiner Familie, wenn sie lebt, wie ich zu ihr habe gewollt."

„Nein," sagte der gute Mensch, „da lasse ich doch lieber die Rösser im Stich als den Herrn."

Ich habe aber seinen Beistand zurückgewiesen und bin meines Weges gegangen, geklettert — hier auf pflasterglatter Straße, hier über Geschütte und Gestein, hier über Wildwässer, über welche der Sturm Baumstämme umgebrochen hatte, die manchmal als Steg benützt werden konnten. Meine Kleider waren feucht vor Tau, mein Haar vor Schweiß.

Endlich huben die höchsten Spitzen der Berge an, rötlich zu glühen, ein milchiges Licht ging niederwärts von Wand zu Wand. In den Büschen huben die Vögel an zu zwitschern. Ich war durch Waldbestände hinabgekommen ins grüne Thal. An dem Bergsockel standen mehrere Hütten zerstreut; jenseits des Flusses, wo am Hange die Eisenbahn mit den Telegraphenstangen hinzog, auf der vorspringenden Böschung stand ein Kirchlein mit spitzem Turme, von welchem jetzt die Morgenglocke läutete. — Das war ja Rieselwang! Wahrhaftig, das war schon Rieselwang! — Ich erschrak fast, als sich der Ort mir zeigte. Ich suchte unser Landhaus, das dort auf dem Hügel gestanden war, unter der Felswand. Die Felswand stand noch da, der Hügel stand noch da, das Landhaus stand auch noch da, und in seinen Fenstern leuchteten die Brände der aufgehenden Sonne. Wenn der Bau noch steht, umso schlimmer, dann fehlt an den Einwohnern etwas! Weiß Gott der Herr, was geschehen ist!

Über ein ruhiges Schuttfeld kletterte ich mühsam hin bis zur Brücke. Und als ich über dem Schuttfelde war, rann vor mir der breite, trübe, rasch hinwogende Fluß, wie er seit Erschaffung der Welt geronnen war in allen Wettern. Und die Brücke war nicht da. Am Ufer ein geknickter Pfahl, sonst keine Spur von der



vierjochigen Holzbrücke, die beide Gelände des Alpenthales miteinander verbunden hatte.

Nun stand ich noch einmal und das letzte Mal da. Dort war das Dorf, der Bahnhof, mein Haus mit dem mir noch verborgenen Unglück, und ich konnte nicht hinüber. — Darf ein guter Schwimmer es mit dem reißenden Wasser aufnehmen? Ich fragte nicht erst. Neuerdings zornig auf die dumme Rechthaberei der Götter und entschlossen, meine letzte Macht gegen sie auszuspielen, stürzte ich mich in den Fluß. Das eiskalte Bad raubte mir im ersten Augenblicke fast die Besinnung, als ich sie wiederfand, trug es mich schon rasch dahin, ohne daß ich imstande war, mich zu halten. An Uferweiden wollte ich mich fangen, mehr weiß ich nicht.

Nach dem Wiedererwachen lag ich in einem Zimmer meines Sommerhauses, von Leuten umgeben, die mit mir beschäftigt waren. Mit Feuerhaken hatten sie mich aus dem Wasser gezogen, und alle fragten nun: „Wie kam er denn her? Wie fiel er denn

hinein?" Die Kinder waren da, streichelten mich und sagten: „Papa, ist dir schon wohl?"

„Wo ist Mama?" das war meine erste Frage.

Da antwortete die Erzieherin: „Die gnädige Frau ist gestern abends in die Stadt gefahren, weil eine Jugendfreundin von ihr dort durchreist. Sie hat dem gnädigen Herrn ja telegraphiert, daß sie mit dem Abendzuge hineinfährt."

Wie? Sie kam in die Stadt?

Komm, wenn irgend möglich, heute nachts! . . . Das ganze Unglück, welches sich bei den Meinigen in Rieselwang zugetragen hatte, bestand also darin, daß meine liebe Frau in ihrer Depesche das Wörtlein „Ich" zu kostspielig fand. Um es zu ersparen, deshalb die Aufregung, die Angst, die unerhörte Nachtreise nach Rieselwang! — Geschehen war am Sommerhause ja nichts, als daß der Hagel ein paar Fensterscheiben eingeschlagen und der Sturm von der alten Linde einen Ast herabgerissen hatte. Nun war ich da und meine Frau in der Stadt. Meine nächste Depesche an sie lautete: „Rieselwang. Komm Du, wenn möglich, heute noch mit dem Eisenbahnzuge nach Rieselwang, wo Dich mit Sehnsucht erwartet Dein

Hans Malser."





Mit dem rechten Fuß.

Rochus Himmelkaiser! Wenn unsereiner diesen Namen hätte! Der dumme Junge wußte damit nichts anzufangen. Kaiser wird er nie, und der Himmel ist zweifelhaft. Ist sehr zweifelhaft! sagt die alte Base, bei der er wohnt, seit seine Eltern verstorben sind. Unter dem Vorwande, daß er seine einzige mühselige Blutsverwandte ernährt, zehrt er mit an den letzten Resten ihrer Habe, und wenn sie miteinander verhungern, bevor der Himmel verdient ist, dann weiß ich nicht, was werden wird.

Heute geht der Rochus die Straße entlang. Im schönsten Mehl watet er bis über die Knöchel, die Sträucher zur Rechten und zur Linken sind wie überzuckert, und die kleinen Kürbisse auf den angrenzenden Feldern sind ganz grau vor Staub. Wenn das Knödeln wären! denkt sich der Bursche. Nun, es wird ja bald etwas geben; er geht in das Walzwerk, um Arbeit zu suchen. Wenn er nur wüßte, der Rochus, mit welchem Fuße er an diesem Morgen zuerst aus dem Bette gestiegen ist. Als er vor einigen Tagen sich wegen Arbeit im Steinbruch anfragte, war es

nichts, er war damals mit dem linken Fuß aufgestanden. Heute das Geschrei der alten Base: „Achti ist's, du Faulpelz, und die Welt brennt über und über!“ Vor Schreck über die Feuersbrunst war er rasch aus dem Stroh gesprungen, im hellen Sonnenlicht war er der Gefoppte, aber niederlegen mochte er sich nicht mehr, und wissen that er nun auch nichts, als er auf der Straße so dahindrudelte.

Vor seiner sah der Bursche schon die Weile einen schwarzen Menschen daher gehen; es war, als schreite er mit kurzen Beinen in der freien Luft dahin, weil die staubigen Stiefel sich von der Straßenfarbe nicht abhuben. Da hatte es der Rochus besser, sein zerschlissenes Leinwandkleid konnte nicht mehr grauer werden, als es schon war, hingegen hoffte er, daß es am Abend auf dem Rückwege schwarz sein werde vom Kohlenstaub im Eisenwerke.

Nun lag auf einmal etwas Rotes vor seinen Füßen. Ein Gebetbuch? Er kann nicht lesen. Eine Brieftasche? „Meiner Seel und Gott wahr, eine Brieftasche!“ Ja, darin könnt' er freilich lesen.

Der schwarze Mensch vorne ging sachte fürbaß und schaute sich nicht um. Soll der Rochus rufen und fragen, ob jener etwas verloren? Vorher will er doch lieber sehen, was er gefunden. Hinter einen Erlenstrauch huscht der Bursche und prüft den Inhalt der Brieftasche. Herr Jesses Christi! Geld! Viel Geld! Also doch mit dem rechten Fuß aus dem Bette? Ein Hunderter und 6 Guldenscheine! Das gehört jetzt ihm? Da braucht er ja garnicht ins Eisenwerk, da könnten sie jetzt davon so lange leben, bis sie sterben! — So fährt's dem Burschen durch den Kopf und ein heißes Jauchzen will aus seiner Brust. Er hält sich den Mund zu, man darf's ja nicht hören, nicht wissen, was er gefunden hat. Wenn man's nicht hören, nicht wissen darf, dann ist's am Ende

eine Sünde! Wenn's eine Sünde wäre, gefundenes Gut gleich so lautlos zu sich zu stecken? Seine Eltern sind ohnehin nicht in dem allerbesten Rufe gestanden wegen der paar Erdäpfel, die der Vater einmal gefunden hat auf dem Felde des Nachbars. Jetzt will er's aber just zeigen, der Rochus, daß sie sich geirrt haben, wenn sie den Vater schlecht machen wollten. Es ist ja gerade, als ob man sich mit so einer roten Brieftasche den ehrlichen Ruf zurückkaufen könnte! Und vielleicht kriegt man noch einen Gulden als Finderlohn. Er lauft die Straße entlang, dem schwarzen Menschen nach: „He! Aushalten! Hat Er nichts verloren?"

Der Mann vorne dreht sich um, tastet an seinen Säcken, reckt sein mageres und völlig essigsaures Gesicht vor und schreit mit breiter Stimme: „Du verschwamelt, die Brieftasche! Hast mir du die Brieftasche gefuchst?"

„Gefuchst hab' ich sie nicht," sagt der Bursche ihm zueilend, „gefunden hab ich sie auf der Straßen."

„Aber brav bist, Junge!" ruft der Mann. „Wart', ich will dir ein Zwanzigerl schenken. Ehrlichkeit muß man belohnen. Halt!" Er thut die Ledertasche auseinander und prüft den Inhalt. „Das stimmt nicht!" kreischt er auf.

„Gehört's nicht Sein?" fragt der Rochus.

„Mein gehört sie freilich, aber Geld fehlt! Es ist nur ein Hunderter da!"

„Und sechs Guldenzetteln!" versicherte der Bursche.

„Der Tausender fehlt! Noch ein Tausender ist drin gewesen. Jetzt auf der Stell' sag's, Lump, wo ist der Tausender?"

„Tausender hab' ich keinen gesehen," beteuert der Rochus, „was drin gewesen, das ist noch drin, und genommen hab' ich nichts, meiner Seel und Gott wahr!"

Der andere hatte ihn mit knochiger Faust schon am Kragen gefaßt und anstatt ins Walzwerk, ging's jetzt ins Dorf hinein zum Gemeindeamt. Der Bursche wird ausgesucht, sogar in den Mund greift ihm der Vorstand mit ruppigen Fingern. Da hätte der arme Rochus freilich am liebsten zusammengebissen, doch größer als sein Zorn ist sein Leid darüber, was ihm da widerfährt. So schrecklich mit dem linken Fuß aus dem Bett zu steigen! Wenn der Tausender in der Brieftasche war! „Ja freilich, und bei allen Heiligen war er drin! Kann ihn niemand haben als dieser Falot, der die Brieftasche von der Straße aufgenommen und geöffnet hat. Weiß recht gut, wie viel einzelne Gulden drin waren und soll vom Großen nichts wissen? Man kennt diese Leute!" So der Schwarze.

„War er aber auch sicherlich drin gewesen, der Große?" fragt ein Gemeindebeamter streng.

Der Eigentümer der Brieftasche hebt die rechte Hand und macht die zwei Finger zu einer Gabel: „Ein Jurament leg ich darauf ab! Ein heiliges Jurament! Erst gestern ist er aus Niederösterreich gekommen für einen Trieb Jungvieh, den ich vorige Woche hinausgeschickt hab'. Fragt mein Weib! Die hat's auch gesehen, wie ich den Tausender in die Brieftasche gesteckt hab', und daß ich heute damit auf den Handel ausgehe. Ein Jurament, meine Herren!" Und hoch gegen Himmel reckte er die Gabel.

Nun konnte freilich kein Zweifel mehr sein: der Rochus hatte den Tausender. Aber wo er ihn hatte, das war der Zweifel. Der Bursche wühlte mit den Fingern hastig in dem fuchsbraunen Haar, sagte aber kein Wort mehr. Denn soviel hatte er bereits geleugnet, um zu wissen, daß es nichts half.

Gleich war nach den Gendarmen geschickt worden ins Kreis-

gericht, aber bevor sie erschienen, mußte der Dieb unter guten Verschluß kommen. Der Gemeindekotter war besetzt, stand des Gemeindedieners Ziege drinnen und der Futterbarren. Was machen? Den Galgenstrick hinein zum Tiere und von außen scharf abgeschlossen. Aber als das Weib des Dieners herbeikam und hörte, welch einen Genossen sie der lieben, braven Ziege gegeben hatten, hub sie an zu jammern über das unschuldige Tier, das im Umgange mit Spitzbuben im Arrest leicht verdorben werden könne, wie man solcherlei oft genug beklagen höre bei dem dummen Zusammensperren. Sie beschwor ihren Mann, den Unband aus dem Gelasse zu nehmen. Als aber der Diener mit rasselndem Schlüssel das Thürchen öffnen wollte, ging es nicht auf. Der Rochus hatte es inwendig durch ein Kettlein festgehängt und wie sie jetzt auch fluchen und zetern mochten draußen, er lag unter der Ziege, hielt ihre Hinterbeine fest und sog ihr mit Bedacht und Behagen die Milch aus dem Euter, bis es leer war.

„Ah, das hat gemundet, das ist gut gewesen. Bin doch mit dem rechten Fuß aus dem Bette gestiegen!“ Tätschelnd und streichelnd bedankte er sich bei der vierfüßigen Wohlthäterin, dann hakte er das Kettlein los und ließ die Wut der Eindringenden über sich ergehen. Der Vorstand wußte oft nicht, wo ihm der Kopf stand, andere wußten es auch nicht, und so war dieser Bestandteil manchmal gar nicht zu finden. Nun sollte der Dieb für die paar Stunden in den festen Gemeinde-„Feldkasten“ gesperrt werden; fiel es aber dem Vorsteher noch zu rechter Zeit ein, daß dort Rauchfleisch und Speck aufbewahrt werde, für einen Arrestanten keine zweckmäßige Ausstattung. Der Rochus wurde also kurzer Hand in des Gemeindevorstands Flachskammer gethan. „Flachshaar und Hanf fressen, soviel er will! Wird ja so bald andere

Bekanntschaft machen müssen mit dem Zeug!“ — Es war der linke Fuß, dachte sich der Bursche, als er über die Schwelle hineintaumelte und die Thür hinter ihm zuschlug.

Mit großer Genugthuung ging der Vorstand hernach hinaus in den Kohlgarten, wo sein Weib mit einer Gießkanne die Pflanzen spritzte, half ihr bei dieser Arbeit und erzählte dann auch von dem Diebe, dem Rochus Himmelkaiser, der dem Viehhändler Kilian einen Tausender aus der Brieftasche gestohlen habe, und wie der Lump nun in der Flachskammer aufgehoben sei, bis die Gendarmen kämen.

„Was sagst,“ rief das Weib aus, „wo sagst? In der Flachskammer? Den Haderlumpen? Nit gescheit bist, Mann!“ Dabei rieselten aus ihrer Kanne hundert Wasserfädlein auf seine Beine, und sie merkte es gar nicht. Der Vorstand merkte es auch nicht, sondern fragte beklommen: „Weswegen soll ich denn nit gescheit sein?“

„Auf allen vier Füßen lauf' und thu' den Burschen aus der Flachskammer! Weißt es denn nit? Das Weiddirndl ist drinnen und thut Reisten auskampeln!“

„Was? Die Agerl ist in der Kammer? Und ich hätt' sie zusammengesperrt? O du höllische Ramsau!“ Da lief er auch schon dem Gehöfte zu.

Mittlerweile hatte der Rochus schon Bekanntschaft angebahnt mit dem sauberen Weiddirnlein, das Flachssträhne durch eine Hechel zog, um die Agen abzustreifen. Beiläufig kannten sich die beiden schon vom Kirchwege her. So sagte der Bursche nun trotzig: „Hast denn du keine Angst vor mir, Agerl? Bin ja ein schauderhafter Diebskerl? Hab' ja dem Viehtreiber Kilian einen Tausender weggeraubt!“

„Du einen Tausender?“ lachte das Dirndl auf, „geh', plausch nit!“

„Ja, ja! Wenn ich's sag'!“

„Dir glaub' ich nichts. Du bist ein schlechter Falot, dir glaub' ich nichts, daß du es nur weißt.“

Inbrünstig wie vor einem Altare, so kniete jetzt der Bursche nieder vor dem Dirndl, auf beiden Scheiben kniete er, klammerte die Finger ineinander und sagte: „Dank dir's Gott, Agerl, daß du mir's nit glaubst. Sie sagen es nur so, aber wahr ist's nit. Gefunden habe ich die Brieftasche, dem Viehtreiber seine, sind hundert Gulden drinnen gewesen und noch sechs dazu. Eingefallen ist's mir wohl: behalten kunntst es. Unsere liebe Frau hat mich behütet, nachgelaufen bin ich ihm und das Geld zurück. Und jetzt soll ein Tausender fehlen. Ich hab' ihn nit, Dirn, ich nit, und das mußt du mir glauben, du mußt! Du mußt! Sonst!“

„Nau!“

Das Gesicht verdeckte er sich mit beiden Händen: „Auweh! Zum Glauben kann man ja niemanden zwingen. Auweh, auweh! — Wär' ich schlecht gewesen, ging's mir jetzt besser. Kein Mensch kunnt's wissen, wer die Brieftasche hat. Weil ich ehrlich bin gewesen, bin ich ein Dieb. So weit kommt man mit dem Bravsein! Aber das sag ich dir, Agerl, wenn sie mich eintreiben, morgen um die Zeit leb' ich nimmer, das sag' ich dir. Bin doch nur zum Elend auf der Welt! Wenn es schlecht ausgeht, nachher ist das Hosenband auch noch für was gut. Wirst es schon sehen!“

„Mensch!“ versetzte nun das Dirndl, dieweilen sie den Flachssträhn ausschlenkerte, wenn du's so meinst, wie ich's verstanden hab', so bist plunzendodeldumm! Wenn sie dich schlecht gemacht haben, so mußt du dich selber wieder gut machen, da ist keine





Zeit für so was, da heißt's leben und ihnen den Lumpen vor die Füß' werfen."

„Glaubst, das hilft was?" begehrte er auf. „Bei diesen Richtern findet unsereins sein Recht nimmer. Ich geh zu einem andern, und morgen um diese Zeit sollen sie's schon sehen, daß ich ihn nit fürchte, den andern! Ob mir der Viehschacherer so gerne nachfolgen wird zu ihm, das möcht' ich wissen!"

„Geh', red' nit und sei still!" verwies sie.

„Wirst es schon sehen, meine liebe Agatha!"

„Bei deinem Reden wird einem frei angst und bang'," sagte das Tirndl und sprach ihm herb und gütig zu, von seinen gottlosen Gedanken abzulassen; er sagte nichts mehr, legte sich auf den Boden hin und preßte sein Gesicht in die Dielen. Wie er unbeweglich dalag, er konnte jetzt schon tot sein. Aber die nun eintretenden Männer, der Vorstand und der Gendarm, machten ihn wieder lebendig.

„Meine Vase kannst mir grüßen, und einmal ein Vaterunser kannst für mich beten," sprach der Bursche noch einmal gegen das Tirndl hin, als sie ihn davonführten.

Der Viehhändler Kilian war mittlerweile ins andere Dorf hinübergegangen, wo sein Haus steht. Sein Weib fegte mit dem Besen gerade eine Staubwolke zur Thür heraus, als er daherkam mit seinen langen, heute seltsam gelenkigen Beinen.

„Es ist ein Unglück!" rief er, da hatte er einen mundvoll Staub; „es ist ein Unglück!" rief er noch einmal, da hatte er zwei mundvoll. „Ein Tau —" pustete er, „ein Tausender ist mir gestohlen worden!"

Sie ballte die Fäuste, in deren einer der Besen stak! „Du— hu!" Unbeschreiblich viele Drohung lag in diesem langgezogenen du.

„Der Lump hat ihn, der Häusel Rochus hat ihn!“ röchelte der Mann.

„Gott sei Lob und Ehr!“ rief sie aus.

Er starrte sie an und konnte dieses Te Deum laudamus nicht begreifen.

„Wenn man’s weiß, wer ihn hat, dann ist’s leicht!“ sagte sie.

„Wissen freilich! Aber hergeben thut er ihn nicht!“

„So!“ antwortete sie spottend, „das ist ein Schlimmer!“

„Leugnen thut er’s!“

„Narr, nachher weißt ja gar nicht, ob er ihn dir gestohlen hat!“

„Auf der Straßen. Nach einer Weil’ lauft mir der Rochus hintendrein. Meine Brieftasche hätte ich verloren. Und wie ich nachschau, sind nur hundert und sechs Gulden drin, und der Tausender ist weg!“

„Was für ein Tausender?“ fragt sie jetzt erst.

„Nau, der drinnen war. Den mir gestern der Österreicher geschickt hat.“

„Du Locherl!“ schreit sie, „den hab’ ja ich herausgenommen. Weiß ja so, daß ich dem Hautzenhuber das Paar Ochsen zahlen muß, wenn er heut’ ums Geld kommt und du bist nit daheim!“

Jetzt hätte man den langen Viehhändler photographieren können. Es war natürlich eine Erstarrung vor Freude. Dann hub er an, das Glück zu preisen und das kluge Weib, das die Banknote herausgenommen. Wäre der Tausender in der Brieftasche gewesen, so hätte ihn der Rochus ganz gewiß entwendet.

„Wo ist er denn, der Rochus?“ fragte sie.

„Der?“ sagte der Kilian, „wo wird er denn sein? Der Gendarm hat ihn fortgetrieben. Um den ist kein Schad’.“

„Ja, du Mann, warum denn der Gendarm, wenn er nichts gestohlen hat?“

„Geh', dem geht's eh besser in der Keuchen wie heraußen, wo er umeinanderfaulenzt, und man weiß nit, was er anstellt."

„Jetzt gehst aber gleich und sagst es, daß sie ihn herausthun, und das Geld wäre schon fürgekommen!"

„Ich? Ich soll das sagen?" begehrte er auf. „Wo ich vorher ein Jurament hab' abgelegt, daß der Tausender in der Brieftasche ist gewesen! Daß sie mich einsperren könnten statt seiner!"

„Weil du ein Dummian bist und einer bleibst!" rief sie aus. „Als ob sich der Papierfetzen nit hinter dem Brieftaschenfutter kunnt verschloffen haben! Reiß es auf, das Futter, da drin hat er sich versteckt! Kein Mensch beweist dir's anders und kann dir nichts geschehen."

Da sah es wieder einmal einer, was der Mensch an einer schlauen Frau hat!

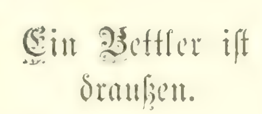
Am nächsten Tage, vielleicht auch erst am übernächsten, ist der Rochus Himmelkaiser wieder ausgelassen worden. Es kam nun für ihn eine angenehme Überraschung, für den Viehhändler aber eine unangenehme. Dieser letztere war sehr erschrocken, als er hörte, daß gesetzlich zehn Prozent Finderlohn vorgeschrieben sind. Gott, das macht ja fast soviel als ein ganzes Kalb! Der Richter belehrte ihn eines anderen. Es machte einen ganzen Ochsen! Denn nicht nur für die hundertsechs Gulden war zu zahlen, sondern auch für den Tausender. Hatte der Kilian doch geschworen, daß er drinnen gewesen! Und jetzt mußte er Finderlohn geben für etwas, das er gar nicht verloren hatte. Das war furchtbar hart, und neuerdings bereute er es, die Schuld des Burschen widerrufen zu haben.

Einhundertzehn Gulden hielt der Rochus in der Hand und noch sechzig Kreuzer. Und das war sein Eigentum. Nun stand

es fest. Er war damals doch mit dem rechten Fuß aus dem Bette gestiegen.

Am nächsten Tage natürlich wollte er heiraten. Die Agerl. Aber diese verlangte zwei rechte Füße, ja eigentlich einen ganzen rechten Kerl drauf, der sein Heiratsgut nicht erst finden muß, sondern erwerben kann. Mag sein, daß es glückt; der Rochus arbeitet jetzt im Walzwerke.





Ein Bettler ist draußen.

„Vater, ein Bettler ist draußen!“ berichtete das Weib des Haas am Berg ihrem Gatten, der nach dem Mittagsmahle noch behäbig an seinem Eichentische nachsaß und das Pfeifel rauchte.

„Ein Bettler? So gieb ihm was.“

„Er nimmt aber nichts, Vater.“

„So? Er nimmt nichts? Na, das ist mir ein sauberer Bettler!“ brummte der Bauer, nachgerade entrüstet über eine solche Berufslässigkeit.

„Dableiben möchte er bis morgen und sich ausrasten,“ berichtete die Bäuerin. „Er sagt, er könnt' nicht mehr weiter, denn er hat vier Füß'. Aber die zwei besseren sind aus Holz.“

„Ein Krüppel auf Stelzen!“ rief der Haas am Berg aus. „Na, der möcht' ja passen zum Schulmeister für uns Schaubdorfer, der kunnt nicht durchgehen. Er soll hereinkommen.“

Das war nämlich noch in der guten alten Zeit, da die Schaubdorfer selber ihren Schulmeister wählen und versorgen mußten, wenn sie einen haben wollten. Und haben wollten sie einen, denn es hieß, die Buben, wenn sie Soldat werden mußten, thäten viel leichter vorwärts kommen, wenn sie ein bissel lesen und schreiben könnten, und für die Dirndeln wär' es auch kein Schaden, wenn sie „ein Betbüchel kunnten brauchen“. Also hatten sie vor etlichen Jahren einen verabschiedeten Feldwebel angestellt auf ihrer Schule; aber der war ihnen durchgegangen. Dann hatten sie einen vazierenden Spenglergesellen zu ihrem Schulmeister gemacht; der war ihnen auch durchgegangen. So konnte vielleicht noch der lahme Bettelmann die Fähigkeit haben, den Schaubdorfern ihr Schulmeister zu sein und — zu bleiben.

Torkelte, von der Bäuerin gerufen, der Bettelmann also zur Thür herein. Ein schlanker, noch jugendlicher Mann, dessen Oberkörper aber gebeugt und gedrückt sich auf die zwei Krücken stützte, die mit ihren ein wenig gepolsterten Jöchlein unter den Achseln einsetzten. Den langen Beinen in dem abgenützten, aber sorgfältig gehaltenen grauen Beinkleide sah man von außen nicht gar viel an, nur daß sie vorsichtig und unsicher auftraten. Eines der Beine schien muskellos, völlig locker zu hängen, es wurde nur so möglichst unauffällig mitgeschleppt. Eine graue Soldatenmütze hatte der Mann auf dem Haupte, einen braunen groben Lodenrock am

Körper und auf der linken Brust desselben ein blinkendes Münzlein. Das blasse Gesicht hatte ein dunkles, ganz fein gelegtes Schnurrbärtlein, die blauen Augen schauten gutmütig, aber traurig drein, als der Bettelmann nun so vor dem Bauern stand.

„Dableiben will Er?“ fragte dieser barsch.

„Bis morgen früh, wenn's erlaubt wär',“ bat der Bettelmann. „Der Franzos, der Saggra, schmerzt wieder soviel, wie allemal, wenn das Wetter umschlägt.“

„Der Franzos? Na sei so gut, daß Er mir etwa so was mitbringt!“

„Ah na, das nit,“ beruhigte der Bettler, „die Franzosenkugel, die mir vor Jahren — bei Leoben ist's gewesen — in die Füß' ist gefahren.“

„Also Soldat sind wir gewesen!“

„Neun Jahre lang. Fünf Gefechte mitgemacht und zu Schanden geschossen. So habe ich die Erlaubnis bekommen, sammeln zu gehen.“

„Schön,“ sagte hierauf der Bauer. „Können wir lesen und schreiben?“

„Ich kann's,“ antwortete der Soldat nicht ohne Schalkheit.

„Das thät sich schicken. Setz' Er sich nieder! Oha, nicht umfallen! So, es thut sich schon.“ Damit half der Bauer ihm auf die Wandbank nieder. Dann setzte er sich nochmals auf seinen Platz, wühlte mit dem messingenen Drahtstocher in der Pfeife und sprach: „Wir Schaubdorfer brauchen einen Schulmeister. Just keine schlechte Anstellung. Werden an zwanzig Kinder zusammenkommen. Zahlt jedes für den Winter fünf Groschen und des Tags ein Scheit Brennholz. Wohnung ist frei, Kost abwechslungsweise bei den Bauern, die ihre Kinder in die Schule schicken. Im Sommer ist keine Schule, da brauchen wir die Kinder daheim bei der Arbeit,

und kann sich der Schulmeister auf eigene Hand was verdienen. Wenn Er den Dienst haben will, so red' ich mit den Nachbarn."

Johann Baumgartner — so hieß der Soldatenkrüppel — bewarb sich um die Stelle und schon in ein paar Tagen darauf (die Bauern sind keine Bureaukraten) war er Schulmeister zu Schaubdorf.

Nun hatten die alten Deutschen an dreißig Häuser dieses Schaubdorfes weit über Berg und Thal hingesäet. Ziemlich im Mittelpunkte der Gegend, am Bergwaldesrand, stand eine alte Flachsdörrstube, und die war auserlesen zum Schulhause. Nachdem im Spätherbste das Flachsdörren und Brecheln für die ganze Gemeinde vorüber war, konnte der neue Lehrer einziehen und die Schule eröffnet werden. Ein paar Brettertische mit den dazugehörigen Bänken wurden in der Stube aufgeschlagen, ein wurmstichiger Kasten, ein Verschlag mit Stroh; der Ofen, und noch ein sehr großer dazu, war ohnehin vorhanden — und somit hatten sie Schulzimmer und Lehrerswohnung fertig.

In der ersten Nacht, die der neue Schulmeister in dieser Stube zubrachte, schlief er nicht eine Stunde. — Was hast du da auf dich genommen? so fragte er sich, Lehrer sein, das kannst ja nicht, das kannst nicht! — Sein Engel antwortete: Nichts als ein Handwerk. Daß du den Kindern ein rechter Lehrer sein sollst, wird ja gar nicht verlangt, nicht einmal gewünscht. Du hast sie nur anzuweisen, wie man Buchstaben macht, Wörter ausspricht und die Ziffern zählt. Das wird wohl zu machen sein. — Dann plagte ihn auch schon die Hoffart. Schulmeister sein! Das ist ja mehr als ein Holzknecht!

Am nächsten Tage schon wurden seine überschwenglichen Gefühle geregelt. Im Laufe des Vormittags kamen ihrer zehn oder

zwölf Kinder daher; jedes trug ein „Namenbüchlein“ und ein Holzscheit mit sich. Das letztere gehört dem Schulmeister, daß er den Ofen heizen kann. So ein Scheit brachte jeder Schüler jeden Schultag. Das Holz ging dran. An den Sonntagen wurde nicht geheizt, da legte sich der Schulmeister, wenn er zu Hause war, aufs Stroh und deckte sich zu mit einem alten Mantel und schaute die wurmstichige Stubendecke an oder durch ein Fensterlein hinaus auf den dürren Ast eines Birnbaums. Er zählte alle Löcher und Narben in der Holzwand und alle Zweiglein am Aste, denn ohne geistige Beschäftigung kann der Mensch nicht leben. Auch hatte er eine Tabakspfeife, die steckte er zusammen, schabte sie sorgfältig aus, rieb das Messingbeschläge mit dem Rockärmel glänzend und dachte: Wenn ich einmal einen Tabak hab', werd' ich mir eine anstopfen. Manchmal schmerzten ihn die Beine ein bißchen; er betrachtete das Glück und die Würde, Schulmeister zu sein, und so verging der Sonntag höchst beschaulich.

An jedem Tage zu den Mahlzeiten durfte er irgend einen Bauernhof aufsuchen, wo er dann etwas zu essen bekam. Wenn es sich machen ließ, besuchte er an den Fasttagen die geizigen, an den Festtagen die gerngebigen Bauern. Bei letzteren bekam er manchmal noch ein Stück Brot, ein Töpflein Kukuruzsterz oder eine Flasche Milch mit, daß er auch noch zu Hause schwelgen konnte.

In der Schule ging es, wie es eben ging. Die Buchstaben sagte er jedem Kinde, das eine merkte sie sich, das andere nicht. Im Laufe der Zeit konnten sie ein paar Sätze des „Namenbüchleins“ stottern, ihren Namen hinmalen und einige Ziffern zusammenzählen. Da waren sie „gelehrt“ und durften das lästige Indieschulegehen aufgeben.

Manchmal erzählte er den Kindern von der weiten Welt, von

den Franzosen und wie sie auch einmal gegen dieselben hinschießen würden. Sie sollten nur ja recht hinschießen, bevor die anderen herschießen, das sei die Hauptsache. Hätte er jenen blaubehoseten Satan um ein Bot (einen Augenblick) früher totgemacht, so würde er im Bein nicht die Bohnen haben, die der Mensch all sein Lebtag nimmer verkochen kann. Er war auch sonst häufig spaßhaft, und als er ihnen wundershalber einmal Zoologie vortrug und als Beispiel einige Vierfüßler aufzählte, nannte er den Hirschen, die Ziege, den Ochsen und den Schulmeister von Schaubdorf.

Eines Tages machte der Johann Baumgartner eine neue Bekanntschaft. Hörte er nach der Schule vom Schachen her ein Geschrei: „Bin ich denn just zum Gespott auf der Welt?“ Er faßte seine Krücken, ging hinaus und sah, wie die mutwilligen Knaben gerade einen alten Bettelmann in der Arbeit hatten. Der kauerte niedergedrückt im Moose, einer der Jungen tauchte ihm den Kopf ins Gras, ein zweiter ritt auf seinem Rücken, ein dritter hieb hinten mit einem Erlzweig drein: „Hia, Rössel!“ Da begehrte der Arme auf und rief: „Bin ich denn just zum Gespott auf der Welt?“ — Die Ankunft des Schulmeisters gab der Gruppe rasch eine andere Wendung; die Rangen stoben nach allen Seiten auseinander, der Bettelmann raffte sich langsam auf, suchte seinen zerzausten Hut, grollte den Fliehenden nach, brachte aber nichts heraus als immer nur: „Bin ich denn just zum Gespott auf der Welt?“

Der „Zwergel“ war's, in der Gegend so genannt wegen seiner zwar untersetzten, doch überaus kleinen Gestalt, auf welcher ein sehr großer Kopf saß. Im rindenbraunen, bartlosen, runzeligen Rundgesichte saß ein winziges Näschen; der gekniffene Mund zeigte gelegentlich nur einen einzigen Zahn, die grauen Äuglein schauten ziemlich blöde in die Welt, die ihm äußerst boshaft und hart vor-





kommen mochte, weil er überall, wohin er kam, zum Gespötte war und selten irgendwo mehr als ein Stück Brot und eine Schüssel Suppe bekam. Für die Gottesgabe sagte er stets sein heftig heraus-gestoßenes „Vergelt's Gott", gegen den ihm angethanen Schaber-nack rächte er sich allemal durch obige Frage. Dabei ballte er seine Fäuste, schlug aber nie drein. Einmal, ein einziges Mal hatte er es gethan, hatte die Faust einem ihn hänselnden Burschen in die Seite gestoßen; darauf war er derart zugerichtet worden, daß er sich entschloß, für alle Zukunft die Fäuste bloß zu ballen und höchstens noch zu fragen, ob er denn just zum Gespott auf der Welt sei?

Diesen armen Menschen führte der Johann Baumgartner nun in seine Stube, kochte ihm Milch und bröckelte Brot hinein. Der Zwergel ließ sich's gut schmecken, war übrigens aber nicht besonders unterhaltsam. Er warf immer noch scheue Glotzblicke durch das Fenster gegen den Schachen hin und murmelte: „Bin ich denn just zum Gespott . . ."

„Das bist du nicht," beruhigte der Schulmeister. „Schau, du bist ein braver Mensch, so brav wie jeder andere und kannst nichts dafür, daß du arm bist, und die Jungen sollen morgen ihre Salben kriegen, daß sie sich's merken! — Willst heute dableiben, so mache ich dir ein Bett, und morgen kannst du zuschauen."

Der Alte glotzte den Schulmeister an, sagte aber nichts. Plötz-lich gröllte er: „Vergelt's Gott!" und hastete davon. — War es ihm in der Flachsdörrstube beim krüppelhaften Schulmeister doch vielleicht zu langweilig! Also sah der gute Johann auch diese Kameradschaft mißlungen.

Sein Gönner war der Haas am Berg, der ihn aufgenommen

hatte. Der kam manchmal, um nachzusehen, ob dem Schulmeister nichts fehle, hatte aber auch seine Beschwerden. „Jetzt geht mein Bub schon neun Wochen in die Schule und hält mir in der Kirche alleweil noch das Betbüchel verkehrt.“

„Habt Ihr denn einen Buben, der in die Schule geht?“ fragte der Johann, und nun kam es auf, daß der Junge seit neun Wochen Tag für Tag die Schule geschwänzt hatte.

Der Pfarrer von Schaubdorf betonte, daß er ohnehin eine besondere Geduld habe mit diesem Schulmeister, den man weder zum Orgelspielen noch zum Läuten brauchen könne, beklagte sich aber darüber, daß die Kinder bei ihm keinen Katechismusunterricht bekämen.

„So hoch getrau ich mich halt nicht hinauf,“ entschuldigte sich der Schulmeister. „Der Katechismus will ausgedeutet sein, und dazu bin ich mir nicht gescheit genug.“

Hierauf gab ihm der Pfarrer Anleitung, wie man den Kindern den Unterricht beibringt: Jeden Tag ein Stück zum Auswendiglernen aufgeben, am nächsten Tag ausfragen, ob es auch wörtlich gelernt ist. Das wird wohl kein Hexenstück sein. — Und das wäre alles? Na freilich ist das kein Hexenstück. Und so besorgte er auch den „Religionsunterricht“. Da stieg er wesentlich an Ansehen bei den Leuten.

Aber es half ihm nicht viel, sie kamen nicht zu ihm und er konnte selten zu ihnen. Am Christtage, als der Schulmeister nach dem Hofe des Haas am Berg zum Festmahle gehen wollte, hatte sich jemand den „guten Spaß“ gemacht, ihm die Krücken zu stehlen. Spät abends lehnten die Stäbe wieder vor der Hausthür, aber der Johann mußte hungrig schlafen gehen. Denn die Bäuerin am

Berge hatte gesagt: „Wenn es dem hohen Herrn nicht der Mühe wert ist, zum Christmahl herzukommen, nachtragen werde ich es ihm nicht.“

Der Mann hatte außer der Schulzeit seine häuslichen Arbeiten: Morgens das Bettstroh lockern, zudecken, stubenlüften, abstauben, ausfegen und einheizen. Nach der Schule gab es vielleicht Wäsche, Flickarbeit, oder er beschäftigte sich mit Federschneiden, Bleistiftspitzen oder Korrigieren von kleinen Schulaufgaben auf zersprungenen Schiefertafeln. Bei letzterem geriet er oft in arge Zweifel, ob zum Beispiel der Vogel flügt oder fliegt, ob Christus am Kreuz hing oder am Kreiz, ob das Kind einen Vatter habe oder einen Fatter. Die Bauern sahen in derlei nur überflüssige Haarspaltereien, und ihnen war es ganz gleich, ob der Hase lief oder laufte, wenn er nur den Kohl nicht fraß. — Die Schulinspektion war es also nicht, was dem Krüppel das Leben verbitterte. Hingegen war es die tiefe Vereinsamung, die er oft empfand; niemand kümmerte sich um ihn, und die Schulkinder betrachteten ihn als ein Übel, dem man einmal nicht gut ausweichen könne. Nur an wenigen konnte er eine warme Neigung für ihn bemerken, die anderen waren trotzig, roh oder hinterlistig und stets geneigt, ihm einen Schabernack zu spielen. Da ward dem armen Johann Baumgartner manchmal recht bange und einmal kam ihm der Gedanke, wenn er besser zu Fuß wäre, er ginge davon.

Im Jannar gab es viel Schnee, es kamen stürmische Tage, von den Schülern fanden sich nur wenige ein, allmählich blieben alle aus. So blieb auch das Töpfchen Milch aus oder das Bündlein Kartoffeln, welches sonst manches der Kinder mitgebracht hatte, und es blieben die Holzscheite aus, so daß der Johann sich nicht mehr die Stube heizen konnte. Nun legte er sich ins Bett

und gedachte einen langen Winterschlaf zu thun. Von einem solchen wollte einstweilen aber der Magen nichts wissen, der pochte auf das Recht seines täglichen Tributs. Doch es war keine Möglichkeit für den siechen Mann, durch Schnee und Sturm zu einem Bauernhof zu gelangen. Nirgends ward er vermißt; fiel schon zufällig Jemandem der Schulmeister ein, so hieß es: Weil er zu



uns nicht kommt, so wird er halt heute bei einem Nachbar essen. Der Schulmeister lag verlassen in seiner Flachsdörrstube und aß nichts. Zum Glücke thut ihm der Franzose wieder recht weh in den Beinen, das drängte den Hunger ein wenig zurück.

In dieser Lage bekam der Baumgartner einen Gast. Der Zwergel hastete zur Thüre herein, stellte den Buckelkorb, den er heute mithatte, auf die Bank und wollte seine frierenden Finger

am Herde wärmen. — Der geht mir gerade noch ab, dachte sich der Schulmeister, der kann mir helfen hungern. Der kleine Alte aber begann aus seinem Korbe Fetzen hervorzuzerren und hob ein Bündel mit Brot und eingetrocknetem Rauchfleisch heraus. Er schmunzelte dabei, denn Rauchfleisch, das fällt ihm selten in den Korb, nur bei der alten Schober-Kathrin geht mitunter die christliche Barmherzigkeit bis ans Fleisch. Von der hatte er es. Mit solchen Lebensmitteln trippelte der Zwerg zum Bette hin, und indem er mit den Fingern rasch zum Munde fuhr, deutete er dem Johann an, er solle zugreifen.

So aßen sie mitsammen, und so wies es sich, daß der Bettelmann nicht just allein zum „Gespott auf der Welt" sei, sondern auch um dem Schulmeister in Schaubdorf Almosen zu geben.

Am nächsten Tage kamen schon Kinder und brachten Kartoffeln mit, am übernächsten Tage brachten sie auch ihre Holzscheite, so daß die Kartoffeln gebraten werden konnten. — Also ging es dem Schulmeister halt immer recht gut.

Manchmal gedachte er sehnsüchtig der fünf Groschen, die ihm für das Kind als Schulgeld versprochen worden. Es war weiter davon keine Rede mehr. Nur der Haas am Berg schickte das Geld mit dem Ausdrucke der Erwartung besserer Erfolge für sein Söhnlein, als sie bisher gewesen.

Ein anderer Bauer hatte bemerkt, daß der Schulmeister mit dem Gewande stark herabgekommen war, er schickte ihm daher eine alte Lodenhose und ein Paar Stiefel — flicken, ließ er sagen — solle sich's der Schulmeister selber.

Der Pfarrer ließ ihm einen schwarzen Tuchrock zukommen

und ein weißes Hemde. Und wenn nun auch noch ein Pfeiflein Tabak erschienen wäre, dann hätte er alles beisammen gehabt. Doch — alles wäre zu viel.

Aber als der Sommer kam, da hatten die Kinder von Schaubdorf etwas Wichtigeres zu thun als Buchstaben und Wörter aussprechen lernen — sie mußten Vieh hüten, Heu schütten, Garben tragen. Da sagte der Haas am Berg zum Schulmeister: „Daß wir Ihm den Sommer über Kost und Wohnung umsonst geben, wird Er wohl nicht verlangen!“

„Na freilich nicht. Möcht' dafür halt was leisten, wenn's möglich wär'.“

„Kann Er mit Pulver umgehen? Mit Schießpulver?“

„Denk' wohl. Ein alter Soldat!“ antwortete der Schulmeister.

„Ah so, das stimmt, Baumgartner,“ sagte der Bauer. „Wir richten ihm Pöller und Pulver her. Und wenn ein Gewitter zusteht, sei's tags oder nachts, so eilends die Pöller losschießen, daß uns der Hagel nicht schlagt.“

„Will's fleißig verrichten,“ versprach der Schulmeister.

Und er that's, richtete gegen jede Wetterwolke sein Geschütz, und wenn sie blitzte, brannte er los. Die tückischen Dünste zogen sich allemal hübsch kleinlaut zurück oder entluden sich in einem harmlosen Regen. Ein solches Gewitter war auch eines Tages durch bloßes Androhen von knallenden Pöllerschüssen vorübergegangen und der Schulmeister legte sich im Bewußtsein erfüllter Berufspflicht ins Bett. Mitten in der Nacht wurde er durch einen grausen Lärm geweckt, auf dem Dache, an allen Wänden knatterte es, in die Stube herein flogen die klirrenden Glasscheiben des Fensters und mächtige Eisknollen; bei ununterbrochenem Blitzleuchten

sah er, wie draußen quer durch die brausenden Lüfte die weißen Bänder des Hagels niedersausten und mit ihnen von den Bäumen die Zweige und die Wipfel.

Am nächsten Morgen war eine Schneelandschaft, eine frostige Luft und ein bleigrauer, unbeweglicher Himmel, aus dem Eise standen die zerrissenen Bäume, die Fetzen vernichteter Feldfrüchte hervor. Bauern zogen händeringend umher und riefen heilige Namen an, man wußte nicht, war es Gebet oder Fluch.

Nun kam der Haas am Berg. Ganz verstört war er, als er eintrat. „Schulmeister," sagte er mit heiserer Stimme, „es ist nicht geschossen worden."

„Freilich nicht, Bauer," antwortete der Schulmeister, „der schöne Abend gestern! Wer hätte an so was gedacht! Ich bin so viel müd' gewesen, und wie es mich aufweckt, ist schon alles zu spät."

„Die Leut' sagen, wenn Er geschossen hätt', so wär's ausgeblieben!"

„Aber mein Gott, wer kann das sagen?"

„Ich sag's auch nicht, aber die anderen sagen es," versetzte der Bauer, „und jetzt kann ich Ihn nimmer halten, Baumgartner. Ich rat' Ihm freundlich, daß Er sich gleich davonmacht. Die Leut' sind ganz wild, ich kann für nichts gutstehen."

„In Gottesnamen," sagte der Schulmeister, „nur weiß ich nicht, wie ich über's Eis werde fortkommen mit den Krücken."

„So will ich Ihn derweil verstecken in meinem Haus. Wenn's finster wird, und der Hagel zergangen ist, soll Er dann schauen, daß Er weiter kommt."

Der Johann Baumgartner nickte nur mit dem Kopf, gesagt

hat er nichts mehr. Nachdem er zehn Monate lang in Schaubdorf „Schulmeister“ gewesen, mußte er nun in Nacht und Nebel, schwer auf seine Krücken gestützt, fluchtartig davonziehen. Ob auf dieser Flucht in die fremde harte Welt hinaus in seinem Auge ein Tropfen gestanden — niemand weiß es, denn er war mutterseelenallein.





Zwei Wohlthäterinnen.

Eines Tages fuhr eine vornehme Dame durch das Thal. Vorne am Wagen waren zwei braune Araber, hinten zwei blaue Domestiken. Die Dame besaß große Reichtümer und sogar auch ein gutes Herz. Am Rande der Straße hinkte ein sonnengebräuntes Weib dahin, den Staubwolken und dem scharfen Trabe der Pferde soweit ausweichend, daß es fast in den Graben taumelte. Das Weib war barfuß, in verschlissenem Gewande und hatte am Rücken in einem Sacke ein kleines Kind, und auch ein größeres, das sich mit seinen nackten Armen und Beinen am Nacken des Weibes festzuklammern suchte. Hinten watschelten noch zwei Kinder zu Fuß nach; die mageren Gesichter der Kleinen zeigten stellenweise das Blau der Heidelbeeren, an denen sie Mahlzeit

gehalten haben mochten. Als die vornehme Dame diese Reise-genossen sah, ließ sie den Wagen halten, und weil so ein rasendes Zeug nicht gleich stehen bleibt, so mußte sie eine Strecke zurück-gehen, um die Leutchen ansprechen zu können. Das Weib schaute nur einmal verblüfft drein, als die fremde Frau auf sie zukam, that aber sonst nicht viel desgleichen.

„Nun, wohin, wohin?" fragte die Frau.

„Heimzu," sagte das Weib.

„Wo seid Ihr daheim?"

„Halt da drinnen im Graben," antwortete das Weib, mit dem Ellbogen in eine steilanlaufende, steinige und buschige Seiten-schlucht deutend.

„Wo seid Ihr denn gewesen?"

„Auf dem Garten, Erdäpfel anhäufeln."

„Wo habt Ihr nur Eueren Garten?"

„O, da ist's eine Stunde hinaus. Beim Thorjäger habe ich ein Ackerl bekommen für das Jahr, daß ich mir Erdäpfel an-bauen kann."

„Sind das Eure Kinder?"

„Ich denk' wohl."

„Warum schleppt Ihr denn so schwer? Das Knäblein könnte ja laufen."

„Nit kann's laufen, Frau, weil es verwedelte Füß' hat. Die Gicht hat's."

Da sah die Dame auch schon die verbogenen und verkrüppelten Glieder nicht bloß beim Knaben, wohl auch bei den zwei nach-laufenden Mädchen.

„Um des Himmelswillen!" rief sie, „was macht Ihr denn mit Eueren Kindern, daß sie derweise verkrüppelt sind?"

„Halt nichts mach' ich mit ihnen. Und just, deswegen, weil unsereins nit Zeit hat, auf sie zu achten, deswegen sind sie so. Ich muß arbeiten."

„Seid Ihr allein bei diesen Kleinen?"

„Das nit, Frau. In der Stube habe ich noch zwei größere Kinder, aber die kann ich nit brauchen. Die Dirn ist blind und der Bub ist ein Hascher."

„Ein Hascher, was ist das?"

„Na, das ist halt ein armer Hascher, einer, der halt nit recht beieinand ist, so ein Abwaisel, ein Trottelein halt, wenn ich's schon sagen soll."

Die vornehme Dame hatte bereits mehrmals die Hände zusammengeschlagen, jetzt begann sie laut zu jammern über ein solches Elend. Das Weib schaute sie gleichmütig an, als wisse es nicht recht, was da viel zu jammern wäre.

„Und Euer Mann?" fragte sie.

„O je, mein Mann," lachte das Weib, „der thät' eher von uns was brauchen, als wir von ihm! Der liegt eine Tagereise von da in einer Holzhütten und kann nit sterben. Des Alters wegen? Uh, da kunnt er noch lang leben; die Branntweinpest, sagt der Arzt, hätt' er. Als ob man ihm die Händ' thät abhacken, so schreit er, wenn er nicht jeden Tag seinen Schnaps kriegt. Die Leut' sagen, er sollt in Gottesnamen trinken, damit's endlich aus wird mit ihm. Aber ich kauf' ihm keinen und vergiften mag ich ihn nit, und die paar Groschen, die ich ihm in der Woche kann schicken, reichen nit einmal für die Brocken."

Die Dame war jetzt ganz sprachlos. „Und Ihr verdient für die ganze Familie das Brot," rief sie dann wieder aus.

„Mein Gott, wenn ich gesund bin, darf ich eh Gott Lob und Dank sagen."

„Und dazu der weite Weg von Euerer Wohnung in die Arbeit?"

„Wär' gar nit bös, wenn er kürzer thät sein. Aber nachher am Abend schmeckt's Rasten, himmlischer Vater, nachher schmeckt's!"

„Weib! Weib!" rief die Dame. „Das ist ja das größte Elend, das ich zwischen Himmel und Erde je gesehen habe! Und läßt Euch Euer Unglück denn schlafen?"

„Oh, das Unglück ließe mich schon schlafen, aber die kleinen Kinder nit. Was mach ich? Wer kann die Kinder ändern? Werden wir selber wohl auch geschrien und gestrampelt haben, so lang wir in den Windeln sind gelegen."

„Es ist ein Jammer, es ist ein Jammer!" rief die vornehme Frau, „langt her, da habt Ihr fünf Gulden! Kauft Euch und den Kindern frisches Fleisch und ein Glas Wein. Ich sage Euch, das ist ein grenzenloses Elend! Lebt wohl, Ihr armen Leute!"

Dann stieg sie, von den blauen Domestiken unterstützt, in den Wagen und fuhr davon.

Die beschenkte arme Person kaufte sich frisches Fleisch und ein Glas Wein, und während sie diese Gaben mit den Kindern heißhungerig verzehrte, fiel ihr ein: Ach, wie gut haben es doch die reichen Leute, die sich das jeden Tag gönnen können! Ach, es wird doch wahr sein, daß ich sehr unglücklich bin! Ach, es ist ein elendes Leben, wenn man's bedenkt. Und wofür? Den Kindern wird's auch nie besser gehen. Es ist zum Verzagen! — Mit solchen Gedanken verdarb sie sich die seltene Mahlzeit, die sich wohl so leicht nicht wiederholen wird.

Die vornehme Dame aber fühlte sich den ganzen Tag glücklich darüber, daß sie so gutherzig und wohlthätig gewesen war. Heute behagte ihr die Soiree doppelt so gut, weil sie den Unterschied

gesehen zwischen den Geschicken, und wie bevorzugt sie war. Wenn man, dachte sie, das größte Elend schon so resigniert und gelassen ertragen kann, wie dieses arme Taglöhnerweib es thut, um wie dankbarer und froher sollte man die glänzenden Lose genießen! Ich will das meine recht auskosten, bin ich doch so glücklich!

Und nun frage ich: Welche der beiden Frauen, die sich auf der Straße begegnet, war die größere Wohlthäterin? Welche hatte der anderen wirklich Wohlthat gegeben? Die vornehme Dame mit ihrem verzagt machenden Mitleide und dem flüchtigen Almosen, oder das arme Weib mit seinem Beispiele schlichter Heldenhaftigkeit, wie solche in den niedrigen Schichten des Volkes so oft zu finden ist? —

Die Armen fühlen wohl die Herbheit ihres Loses, aber das Elend, das trostlose Elend kommt ihnen kaum zum Bewußtsein. Wer ihnen nicht wirklich helfen will, helfen kann, der zeige ihnen ihr Elend nicht auf!





Der Hagenstab

Der Michel klopfte seinen Hobel aus. Es war kein einziger Span mehr drinnen, aber er klopfte ihn noch einmal aus.

„Schleune dich, schleune dich, Bub,“ mahnte ihn die Mutter von ihrem Spinnrade her, „der Backtrog muß morgen

fertig sein. Du willst ja doch am Sonntag dein Pfingstbrot haben."

Schielte der Bursch' mit dem einen Aug' durch das Hobelöhr und sagte: „Ich möcht' mein Pfingstbrot lieber anderswo essen, als daheim. Mutter, ich sag' Euch's, mir laßt's keine Ruh' mehr. Wo werden sie sein? Wie wird's ihnen gehen?"

Da hatte das Weib schon genug. Sie ging hinaus unter die Bodenstiege, dort war es dunkel und einschichtig, dort war ihr Platz zum Weinen. Seit zwei Jahren weinte sie dort jeden Tag. — Ihre drei Buben! Jetzt hatte sie davon nur einen mehr. Nicht bei den Soldaten, auch nicht auf dem Dorfkirchhof. Irgendwo werden sie schon liegen. — Gott, wo ist die Zeit, da ihr Mann in der Tischlerwerkstatt mit den drei Buben gearbeitet hat! Wohlgemut alle vier gesungen, gepfiffen, gelacht, die Arbeit ging frisch vorwärts und im Hause mehrte sich der Wohlstand. — Da fällt es dem ältesten, dem Franz, ein, er ist zwanzig Jahre alt, er will in die Fremde. „Hast recht," sagt der Vater, „in die Fremde muß der Bursch. In der Sonne wird das Holz erst klinghart trocken, bei anderen Meistern wird der Geselle erst gehobelt, in der weiten Welt kriegt er Politur." Das Geld in den Brustlatz, den Segen aufs Haupt und den Stab in die Hand. Schreiben wird er alle Wochen, das versteht sich, und in einem Jahr ist der wieder daheim. — Drei Briefe sind gekommen vom Franz, daß es ihm gut geht, daß die Welt schön ist, und possierliche Beschreibung von Menschen und Umständen hat er gemacht. Ein vierter Brief ist nicht mehr gekommen. Kein Brief und kein Wort und kein Bursch. Plötzlich verschollen.

Und als ein Jahr vorübergegangen und der Franz nicht mehr heimgekommen war, da warf eines Tages der zweitälteste, der

Hansjörg, das Stemmeisen weg und sagte, er gehe den Bruder suchen. Geld in der Tasche, den Segen aufs Haupt und den Stab in die Hand. Fünf Briefe schrieb er heim von seinen Abenteuern, in Arbeit bliebe er nirgends lange, aber bei allen Werkstätten frage er an, bei allen Innungsämtern und in allen Paßstationen. Ein sechster Brief war ganz kurz: „Liebe Eltern! Dem Bruder bin ich auf der Spur. In kurzer Zeit mehr von uns. Euer lieber Hansjörg." Dann nichts mehr. Es kam kein Brief, kein Wort, kein Hansjörg. Im Tischlerhause zu Heimstätten war ein Aufruhr jeden Tag, so oft der Briefträger vorbeiging, und dann kam die stille schwere Trauer. Der alte Tischler redete kein Wort von den Verschollenen, aber er ging ein, wie die Rübe auf dem Ofen; die Mutter preßte, wenn's manchmal zu arg wurde, draußen unter der Stiege ihren Arm an den Wandschrott und schluchzte in den Ellbogen hinein, daß es oft war, als müsse das ganze kleine Haus erbeben vor dem Stoßen in ihrer Brust. Der jüngste, der Michel, arbeitete an der Hobelbank und schwieg, oder er saß am Feierabende vor einem Buche, einer Landkarte und schwieg. Wenn Nachbarsburschen kamen, ihren Arm um seinen Nacken legten und ihn mit sich haben wollten zum Schwärmen in den freien Weiten, da schob er sie sachte von sich und sagte gelassen, sie sollten nur lustig sein, er bleibe daheim. Er war schon zwanzig Jahre alt geworden; sein frisches Rundgesicht mit dem hellen großen Mandelauge und mit dem Blondhaar, das weich über die Stirne hereinhing, und der zarte Goldflaum unter dem Ohr standen ihm herzig. Aber es fehlte ihm die Freudigkeit.

Und so war es, daß er plötzlich das Werkzeug hinschleuderte und fast schrill ausrief: „Ich will den Brüdern nach!"

Die Mutter fuhr sich mit den Fingerspitzen über die Stirn, wie

immer, wenn sie erschrak, dann sprang sie herbei, faßte den Burschen am Arm: „Du gehst mir nicht!"

Der Alte hatte am Herd den dampfenden Leim gerührt, jetzt ließ er das stehen, kam gar langsam heran und fragte mit leiser, hastiger Stimme: „Was, gehen willst, Michel? Wohl, wohl. Ich kauf' dir eine lange Schnur, die ziehest hinter dir her, daß du zurückfindest."

„Sie ist nicht nötig," antwortete der Sohn, „ich gehe bloß der Sonne nach. Gehe ich gegen Untergang, so werde ich eines Tages vom Aufgange her kommen. Und wir alle drei. Wie könnte ich euch allein lassen, ihr alten Vater und Mutter, wenn ich nicht wüßte, daß wir kommen. Ich weiß es ganz gewiß."

„Warum weißt du das gewiß?"

„Weil es nicht anders sein kann. Sie leben, ich finde sie, ich bringe sie heim. Ob die Brüder allein, ob mit Weib und Kind, das kann ich nicht bürgen."

„Ich denke auch, sie haben sich in ein Nest vergarnt," sagte der Alte.

„Dann ist es aber sumpflaken schlecht, daß sie unser vergessen!" schrie die Mutter. Der Zorn gegen die Verlorenen that ihr fast wohl, nachdem sie in Wehmut sich oft schier aufgelöst hatte. Der Zorn stärkte sie. — Wenn es Weiber sind, die den Franz und den Hansjörg bethört haben, dann —. Eine schwiegermütterliche Glut kam auf ihre Wangen und in die alten Augen der Meisterin.

„Wenn sie Kinder haben, alsdann glaub ich's, daß sie der Alten nicht mehr gedenken," sagte der Vater, scheinbar ganz ruhig mit der Hand in den Hobelspänen herumtastend, als ob er was suchte. „Es ist von Gotteswegen einmal so eingerichtet. Von den Eltern lösen sie sich los, mit den Kindern wachsen sie zu-

sammen. Erst wenn die Kinder sich einst von ihnen wenden, dann sehen sie, wie weh — wie weh das Loslösen thut . . . .“

„Ich bringe sie heim,“ sagte Michel.

In wenigen Tagen war er reisefertig. Eine luftige blaue Jacke, einen mit Wachsleinwand überzogenen Steifhut, auf dem Rücken das Felleisen, von der Mutter aufs allersorgfältigste gepackt. Mein Gott, wenn nur alles hineinginge, was er zu Hause zurücklassen muß und in der Fremde doch brauchen wird. Mein Gott, wenn sie, die Mutter, nur nicht alt und gichtisch wäre, sie ginge mit ihm. Und wenn er sie zurückjagt, so gewandet sie sich in einen Handwerksburschen und geht auf der Straße immer von weitem hinter ihm her und läßt ihn nicht aus den Augen. — So war ihr kindisches Denken, und dann hat sie sich vorgenommen, stark zu sein, um sein Herz zu schonen. Ist er doch selber noch ein ganzes Kind, das jetzt in die Fremde geht, die seine Brüder verschlungen hat. Und sie ist stark. Fast im zankenden Tone ruft sie ihm die letzten Worte nach: „Daß du mir brav bleibst, Bub! Und aufs Gewand gieb acht, kostet zwölf und einen halben Thaler, wie du's jetzt am Leib hast. Vergiß aufs Beten nicht, wenn du aufstehst und eh du einschläfst! Und verlier' mir kein Sacktuch, du hast ihrer sechs mit!“

Das waren die letzten Worte an der Hausthüre, durch die ihr liebstes Kind hinausgegangen . . . . . Ihr liebstes? Eines war ja doch wie das andere und alle drei sich äußerlich sehr ähnlich.

Der Vater begleitete ihn noch durch den Baumgarten. „Michel,“ sagte er und führte ihn seitab zu einem Strauche. „Komm' her, das ist ein Hagedorn, gelt? — Bleib' nur ein wenig stehen. — An dem Tag, wie ich deine Mutter genommen hab', ist's mir ein=

gefallen: Da, just auf dem Platz pflanzest einen Lindenbaum, daß die heilige Familie einmal im Schatten sitzen kann. Wohl, Bäume sind genug gewachsen im Garten, wie du siehst, aber hier, wo ich das Lindenstämmchen gesetzt, ist nichts als ein Hagenstrauch geworden. Wie Gott will, er hat schöne, schlanke Stäbe gehabt. Als der Franz fortgegangen, hab' ich einen Hagenstab geschnitten, vom Gedorn freigemacht, und ihm in die Hand gegeben. Der Hansjörg, nachher, der hat auch so einen mitbekommen und du, mein letzter, du sollst den letzten haben, der noch hier steht." Damit schnitt er den Stab mit scharfem Krummesser ab, schleifte das Gedorn und maß an dem Leibe des Burschen, wie hoch er ihn brauche. „Er ist stark, kannst dich schon auf ihn verlassen, aber nicht immer, manchmal ist eine geschickte Hand besser, als ein starker Stock. Und wenn er dir zu sonst gar nichts nütze sollt sein, so denk', er ist von deinem Vater. Da hast ihn. Na, ist schon gut."

Ein sehr kurzer, flüchtiger Händedruck — und der alte Mann stand allein beim Hagedornstrauch, der noch verkrümmtes Gezweige hatte, aber keinen geraden Stab mehr. Auf den Baumwipfeln sangen die Vögel, draußen auf den Feldern lag der helle Sonnenschein, und dort schlängelte sich die weiße Straße. Und auf der Straße bewegte sich ein dunkles Pünktlein langsam dahin.

Der Tischlermeister ging zurück in das Haus, sein Weib saß am Spinnrade, er setzte sich nicht weit davon auf einen Holzblock. So saßen sie am Nachmittag, so saßen sie am Abend, als es dämmerte. Und auf dem Tische stand noch die Pfanne, aus welcher der Bub seine Wanderjause gegessen hatte.

Die Gegenden, durch welche den jungen Wandersmann der Weg führte, waren voller Lieblichkeit. Allerorts grünten Wiesen

und Felder, und die Obstbäume fächelten manchen duftenden Blütenschnee auf sein Gewand. Aber der Michel nahm sich vor, nicht auf die Bäume zu schauen und nicht andere Herrlichkeit zu bestaunen, um so fleißiger aber den Menschen, denen er begegnete. ins Gesicht zu gucken und sie offen oder heimlich auszuforschen nach den Brüdern.

Als er in der Sonnenhitze etwa drei Stunden gewandert war, fühlte er seine Beine und er stützte sich leichtlich an den Hagenstab. In einem Birkengehölze begegnete ihm ein stattlicher Mann, der ein rotes Gesicht hatte und auf einem Rappen ritt. Dieser schien indes nicht sehr hoffärtig zu sein. Der Brüder einer war es nicht, der da hoch zu Rosse saß, er hatte aber eine freundliche Ansprache.

„Jüngling Gottes," sagte der Rittersmann, „willst du ein schönes Reitpferd haben? Ein Reitpferd, das verkürzt den Weg und verlängert das Leben. Höre, ich schenke dir den Rappen, du wirst erkenntlich sein und mir deinen Geldbeutel schenken, den dir gewißlich die Frau Mutter in das Wams gebunden hat."

Der Michel antwortete: „Edler Herr, du warst gestern ein Dieb und willst heute ein Räuber werden."

„Du bist ein Flegel," lachte der Rittersmann, „gestohlen habe ich das Pferd nicht, aber verkaufen will ich's, weil meine Tochter heiratet, und ich ihr das Hochzeitsmahl schaffen will. Du kannst mir das Geld ja borgen, wenn du es nicht schenken willst, und ich borge dir das Pferd."

„Was kostet ein Hochzeitsmahl?" fragte der Michel.

„Dem Bräutigam die Freiheit, dem Vater vierzig Thaler."

Fünfzig Thaler hatte der Tischler im Beutel, also kaufte er das Pferd und setzte sich in den Sattel.

„Abwerfen wird es dich nicht," sagte der rote Mann, „denn es ist sehr zahm."

Ein wahres Wort. Der Rappe war so zahm, daß er sich nach etlichen Minuten mit dem jungen Reiter ganz eigenmächtig auf der Straße niederlegte. Als der Michel das Tier einige Zeit hatte rasten lassen, hub er an, ihm gute Worte zu geben, es solle doch wieder aufstehen und weitertraben, sie hätten noch einen weiten Weg bis in die Herbergsstadt. Der Rappe war taub. Dann begann der Bursche mit dem Stab vor den Augen des Pferdes drohend herumzufuchteln, es that nichts, der Rappe war blind. Nun wurde der Michel zornig und hieb auf die Weichen ein, auch das war umsonst, der Rappe war gefühllos. Endlich faßte ihn der Bursche bei den Ohren, um den Kopf aufzurichten, dieser sank wieder sachte hin. Der Rappe war tot.

Der Michel ließ ihn liegen, wie er lag und wanderte seines Weges wie zuvor.

Abends in der Herberge angekommen, besah er sich die fremden Gestalten und fragte jeden, woher und wohin? Ein hinkender Faun antwortete: „Von einem Loch ins andere." Ein schwermütiger Greis begann den Spruch: „Ich komm' und weiß nicht woher, ich geh' und weiß nicht wohin —"

„Mich wundert's, daß ich ein Esel bin," setzte der Krumme rasch dazu.

Von den Brüdern, das merkte der Michel bald, war hier noch nichts zu erfahren.

An einem der nächsten Tage war er im Gebirge. Als er über eine hohe Brücke ging, sah er unten im Schuttgraben einen Mann liegen und schlafen. Drin in den Bergschluchten war ein Gewitter niedergegangen, und als die Nebel auseinanderflogen, sah

man von den Felsabhängen die Gießbäche zu Thale stürzen. Der Michel kletterte eilends in den Graben hinab, um den Mann zu wecken, bevor das Wasser herangefahren kam. Der sorglose Schläfer, es konnte ja ein Bruder sein. Er rüttelte ihn auf, es war ein tiefäugiger, kupfernasiger, unsauberer Bengel. Mit plumper Hand, deren Rücken voller Haare war, und deren Fingernägel an Kehrichtschaufeln erinnerten, mit solcher Hand faßte er den Michel an und begehrte rülpsend auf: „Was willst von mir? Warum lassest du mich nicht schlafen?"

„Weil du ersaufen könntest."

„Ersaufen! Was geht's dich an! Ersaufen ist der schönste Tod."

„Das Wasser kommt!"

„Das Wasser!" Mit einem Schreckruf sprang der Mann aus dem Graben. „Das Wasser!" Er schüttelte sich wie im Fieber. „Das Wasser geht gegen meine Natur. Aber du lügst ja, der Graben ist staubtrocken."

Kaum er das sagte, schossen die Fluten heran.

„Siehst du, jetzt wärest du schon tot!" lachte der Michel.

„Jetzt wär' es überstanden!" brummte jener. „Du bist schuld, daß ich noch ein höllisches Kopfweh hab', ein abscheuliches Kopfweh! Was geht's dich an, wenn ich mich totschlagen will, du Unglücksmensch! Wart', ich helf' dir!" Er wollte ihn ins Wasser werfen, der Bursche rang mit ihm nach Leibeskräften, schließlich stolperte der Betrunkene über den Stab, fiel auf den Sand und blieb liegen.

Der Michel ging weiter. Als er wieder eine Weile gewandert war, kam er zu einem Rudel von jungen Leuten, die sich an die Straßenlehne hinangeflüchtet hatten und dem Nahenden von

dorther zurief'en: „Schlag' sie tot, du hast einen Stecken, schlag' sie tot!"

Nun sah er es, im Straßenstaub schlängelte sich eine Natter. Ihr stahlgrauer Leib rieselte sachte dahin, ihren dreieckigen Kopf hob sie ein wenig in die Höhe, als ob sie den Weg suchen oder einer Gefahr ausweichen wollte.

„So schlag' das Ungeheuer doch entzwei!" riefen die von der Lehne herab und zogen ihre Beine an sich. „Oder bist du feig? Fürchtest du dich vor der Schlange?"

Er hob schon seinen Stab, da merkte er, wie das Tier angstvoll und planlos dahinglitt. „Ach nein," sagte er und ließ den Stab sinken, „dem mag ich nichts zuleide thun. Aber heimhelfen will ich dir, du arme Kreatur, auf dem Weg ist es zu gefährlich für dich." Er hob die Natter mit dem Stab an der Mitte empor, so daß sie an beiden Seiten niederschlängelte und schnellte sie vorsichtig ins Heidekraut hinaus.

Die jungen Leute sprangen nun wieder auf die Straße und ein Mädchen rief dem Michel zu: „Wart' nur, weil du sie nicht totgeschlagen hast! Sie wachst sich aus zu einem großen Drachen und wird dich fressen! Ja, lache nur, sie hat den Tischlergesellen auch gefressen."

„Welchen Tischlergesellen?" fragte der Michel hastig zurück.

„Weil sie eine verzauberte Prinzessin ist, die alle Männer frißt, bis sie einer erlöst."

„Ah so, ein Märchen weißt du. Aber sage mir, warum ist die Prinzessin denn verzaubert?"

„Weil sie alle Junggesellen verführt hat, so daß keiner mehr übrig geblieben ist. Deswegen hat sie die Zauberin zu einem Drachen gemacht. Und wenn einmal einer ist, ein

Junggesell', der noch kein Mädchen angeschaut hat, der kann die Prinzessin erlösen und ihr Gemahl werden im guldenen Königsschloß. Bist du so einer?"

Mit ihren schwarzen Glühaugen schaute sie ihn an. Er schaute sie nicht an, ging seines Weges.

Mehrmals hatte der Michel schon nach Hause geschrieben, sie sollten nur wohlgemut sein, es ginge ihm wie dem Herrgott in Frankreich. Das war gut gesagt, denn es weiß eigentlich niemand, wie es dem Herrgott in Frankreich geht. Ist zwar, soviel man hört, ein gesegnetes Land, dieses Frankreich, doch wenn der liebe Herrgott etwa als Tischlergeselle reist, dann kann es wohl sein, daß sie nicht zu jedem Hause herausrufen, ob er müde oder hungerig sei. — Die zehn Thaler, die ihm der schöne Rappen übrig gelassen, hatte er allmählich verzettelt an Bettelleute, an Kinder. Um den letzten hatte er einen Star gekauft mitsamt dem Bauer. Der Vogel hatte in der dunklen Kammer eines alten Schusters so erbärmlich gekreischt nach Luft und Sonnenschein, daß der Bursch' sich dachte: Halt, Kind Gottes, auf dem Buckel eines Handwerksburschen hast du Luft und Sonnenschein genug! und den Vogel erstand. Auf dem Felleisen hatte er den stattlichen Bauer mit den grünangestrichenen Sprosseln festgeschnallt und so pfiffen sie selbander des Weges, der Bursch vorn, der Vogel hinten.

Eines Tages saß der Michel am Eingange eines Dorfes unter der Wildkastanie und pfiff nicht. Dem Vogel hatte er vom nächsten Brunnen im Thontröglein Wasser gebracht, er selbst hatte auch getrunken. So saß er da, stützte sein Haupt auf die Hand und dachte: O weite Welt, o lange Straßen! Wo werden meine Brüder sein?

Stand auf einmal ein kleines Knäblein vor ihm, legte das Händchen auf sein Knie und schaute ihn treuherzig an.

„O Bübel!“ sagte der Michel zu ihm, „ich hab' halt nichts mehr für dich.“

Der Knabe lief in ein nahes Haus und rief: „Vater, der Hansjörg ist draußen und hat einen Vogel!“

Schaute ein großer schwarzbärtiger Mann mit blauer Brustschürze und aufgestreiften Hemdärmeln zur Thür heraus und rief: „Was ist's denn mit dir? Willst du nicht wieder in Arbeit einstehen bei mir?“

Das war ein Tischlermeister. Erst die Meisterin, als sie ihn sah, flüsterte kleinlaut: „Das ist ja nicht der Hansjörg!“ Aber sie setzte ihm zu Essen und zu Trinken vor, aus Freude darüber, daß er dem Hansjörg ähnlich sah.

„Es jährt sich bald,“ sagte hierauf der Tischlermeister, „da ist ein Gesell' bei mir in Arbeit gestanden, Namens Hansjörg. Ein braver Mensch, aber wieder davongegangen. Der hat einen Bruder gesucht. Bist du's vielleicht?“

Der Michel war ein wenig still, denn er hielt im Herzen ein Dankgebet, dann fragte er: „Welchen Weg ist der Hansjörg gegangen?“

„Da hinaus,“ antwortete der Meister und deutete mit beiden Armen gegen Sonnenuntergang.

„Wie lange ist er schon fort?“

„O Tschapperl! Einholen wirst ihn nimmer! Alte, wie lange ist der Hansjörg schon weg?“

„Nächst Maria Heimsuchung wird's ein Jahr,“ beschied das Weib.

„Dann wird er schon hübsch um die Ecke sein,“ meinte der Mann.

Der Michel wollte alles genau wissen, wie lange der Hansjörg in dieser Werkstatt gewesen, was er gemacht, gesagt und erzählt, und damit that er dar, wie er selbst auf dem Wege sei, seine zwei verschollenen Brüder zu suchen und daß er nimmer zurückkehren werde in seine Heimat, ohne die Brüder.

„Deswegen hast du den Vogel bei dir," neckte der Meister, „der soll sie wohl locken!"

„Ich habe den Vogel bei mir, damit er in Licht und Sonnenschein ist."

„Narr, dann laß ihn doch aus!" rief das Weib.

„Ich habe es schon gethan," berichtete der Bursch', „aber er ist mir allemal wieder zugeflogen, da habe ich mir gedacht, wenn er schon bei mir daheim sein will, ist auch recht, so hab' ich einen guten Kameraden. Hört ihr, wie er mir Mut zuspricht: Du findest sie! Du findest sie!"

Sie hörten zwar des Vogels fröhlich Zwitschern, aber davon verstanden haben sie wenig.

Am nächsten Morgen schrieb der Michel nach Heimstätten: „Ich bin auf der Spur. Seid getrost und bereitet ein gutes Essen für drei frische Buben." Dann dankte er höflich für die Gastfreundschaft und machte sich auf die Reise. Das Knäblein schaute ihm nach. Der Bauer war offen, der Vogel flog lustig über dem Haupt des Wanderers hin und her und zwitscherte: „Du findest sie! Du findest sie! — Hört ihr's?"

Als der Tischlerbursche so der Wochen sechs gewandert war, kam er auf eine Heide. Es war eine steinige Hochebene mit Moos und Erikenkraut, und weil die Heide unabsehbar hinging nach allen Seiten, bis dort, wo der Himmel niedersank zu allen Seiten, so sah sie aus wie das Meer, das mit seinen Wellen



und weißen Gischten versteinert da liegt. Auf diesem Meere wanderte der Michel unverdrossen dahin. Heidel- und Erdbeeren waren sein Mahl, Steinhänge sein Schlafgemach. Und wenn er in solcher Ödnis traurig werden wollte, so flog ihm der Vogel auf die Achsel und sang ihm Mut und Hoffnung zu. Also faßte er wieder fest seinen Wanderstab. Diesen betrachtete er eines Tages und verwunderte sich. Die Dornen, die sein Vater weggeschnitten hatte am Hagenstabe, sie wuchsen wieder hervor, sie bekamen scharfe Spitzlein, die ihm in die Hand stachen, daß ein heller Blutstropfen herausdrang. — Was hat das zu bedeuten? — Der Vogel war schweigsam geworden und hockte unbeweglich im Bauer über dem Felleisen und was er wispelte, das verstand der Michel nur halb.

Der Himmel, der über dieser großen Heide lag, war so klar, daß man Sterne sehen konnte mitten am Tag. Und die Sonne war nicht mehr das lodernde Gestirn, sie war eine milde Lichtscheibe, in die der Michel hineinschauen konnte. Eine sanfte Dämmerung lag auf der Heide und fern im Sehkreise, dem er unausgesetzt zuwanderte, standen dunkle Zacklein in den Himmel hinein, als wären es Tannenwipfel oder die Kanten großer Steine. Unser Wanderer konnte sich nicht mehr Rechenschaft geben, in welchem Lande er sich befinde. Nach seiner Meinung mußte er längst schon am Strande des Meeres stehen. Eines Abends ragte vor ihm ein gewaltiger Steinwürfel auf. Es war aber ein Haus mit schmalen, hohen Fenstern und einem steinernen Dache, auf dem das Moos wuchs. An der engen Thür stand ein kleiner alter Mann mit großem Glatzkopf und einem grauen Barte, der vom Kinn fast wie ein dünnes Band herabhing bis zum Wanste. Der Alte winkte mit dem Finger und zwinkerte mit den winzigen Äuglein dem Burschen zu, der möge doch an diesem gastlichen Hause nicht vorübergehen, sondern die nahende Nacht darin zubringen. Der Michel trat ein, und es war eine Wirtsstube, wie sie auf den Dörfern sind, wenn auch dunkler, weil draußen die Dämmerung lag. Der Wirt brachte ihm ein Glas Wein und bald darauf ein bräunlich gebratenes Huhn. Der Michel erinnerte, daß er nichts bestellt habe und nichts wünsche, als etwa eine Schale Milch, wenn solche zu haben wäre.

„Feiner junger Mann,“ sagte der Wirt mit einer völligen Knabenstimme, „zu uns auf die Heide kommen so selten Gäste, daß man sie ehren muß, wenn sie kommen. Du bist hier nicht ein Gast, du bist *unser* Gast. Also iß und trink, was gut ist. Ei guck, was du für einen schönen Vogel bei dir hast!“

„Erlaubt Ihr's, so will ich ihn mit Brosamen füttern. Er hat sich wohl schon lange nicht mehr sattgefressen."

„Wo wachsen denn," so fragte nun der Wirt und nahm den Hagenstock in die Hand, „wo wachsen denn solche Stöcke? der Tausend, das sticht!"

„Stechen thut er freilich, weil er Dornen hat," antwortete der Bursche, „aber er ist gut zu brauchen beim Wandern."

„Wohin geht die Reise?"

Da antwortete der Michel nicht, weil er nicht antworten konnte. Er war gegangen und gegangen und immer so fort der Sonne nach, und es war manchmal, als wisse er nicht mehr genau, zu welchem Zwecke und Ziele. Nun kam ein zweites Wesen in die Stube und zündete eine Ampel an. Da erschrak der Bursche fast. Vor dem rötlichen Licht und ganz nahe an ihm stand eine junge Maid. Sie hatte ein gar feines Angesicht, aber sie war schweigsam und schaute mit sanften vorwurfsvollen Augen den Burschen an, schier, als wollte sie sagen, warum thust du nur so fremd bei uns? — „Das ist unser Töchterlein!" so stellte sie der Wirt vor, „sie ist sehr krank, sie ist immer traurig und wir wissen nicht, warum. Kannst du sie trösten, so thue es."

Als ob das Mädchen durch solche Worte verletzt wäre, so wendete es sich ab und ging hinaus. Das Licht in der Ampel flackerte heftig hin und her und es ging doch kein Luftzug. Bald packte der Michel seine Sachen zusammen und wollte schlafen gehen.

Der Alte nahm ein Talglicht und führte ihn eine breite Steintreppe hinan und in Bogengängen entlang, bis zu einer ersten und dann zu einer zweiten Thür und durch diese hinein in einen Saal, dessen Fußboden wie aus Sammet so weich war, und in welchem es von Rosen duftete. Der Wirt zündete einen silbernen

Armleuchter an, schlug die Vorhänge eines Himmelbettes auseinander, wünschte einen süßen Schlaf und ging davon. Der Michel ging ihm auf dem Fuße nach und schloß hinter ihm die Thüre ab. Dann betrachtete er die Gegenstände des Saales. An der Wand hingen Bilder in Goldrahmen, aber als er näher hinblickte, waren die Felder schwarz und ohne Inhalt. Nun trat er an einen großen Wandspiegel, um zu sehen, wie mitten in der Herrlichkeit so ein Tischlergeselle dastehen möchte. Er zuckte erschrocken zusammen und wendete sich mit Hast um, aber hinter ihm war nichts als der große Raum mit dem Himmelbett. Und er hatte doch so deutlich aus dem Spiegel seine zwei Brüder schauen sehen. Nun er wieder hineinblickte, war der gewöhnliche Michel drin und nichts weiter.

Es war ihm schwül. Er ging ans schmale, hohe Fenster, öffnete es und schaute hinaus in die Nacht. Da war's wundersam still. Kein Stern und kein Wasserglitzern und kein leuchtendes Käferchen. Nur in weiter, weiter Ferne der Nacht blinkte ein winziges Lichtlein. Er trat zurück in den Saal und schritt darin auf und ab. Keine Müdigkeit war in ihm, aller Schlaf aus seinem Haupte gewichen. Den Vogelbauer hatte er nahe dem Bette auf ein Tischlein gestellt, das Tier saß mit gesträubtem Gefieder auf seinem Sprossel, blickte angstvoll auf den Michel und dieser wußte sich's nicht zu deuten. An der Wand stand ein schwarzer Kasten, er öffnete ihn, um sein Gewand und das Felleisen hineinzuthun und hielt gerade den Hagenstab in der Hand, um ihn im Kasten zu bergen. Aber aus dem Kasten drang ein rosiges Dämmerlicht hervor und er sah in ein zweites Zimmer. Da drinnen war, von einer Ampel beleuchtet, ein Wasserbecken aus weißem Marmelstein, und am Rande desselben saß die junge Maid, des Wirtes





Töchterlein. Ein leichtes, weißes Hauskleid überspannte den Busen, und das schwarze Haar wallte weich und feucht über die nackten Schultern nieder. Sie war damit beschäftigt, aus dem Wasser Goldfischlein hervorzufangen, ihnen mit einem glänzenden Messerlein den Kopf abzuschneiden und sie dann in einen Korb zu werfen. Dabei sang sie leise und gleichmütig ein süßes Lied.

Ein Weilchen hatte der Bursche auf diese Erscheinung hingeschaut, sie mochte ihn nicht bemerken, so wollte er die Thür wieder leise schließen. Da hob sie das Haupt und schaute auf ihn her.

Nun sagte der Michel zum Mädchen: „Warum tötest du die schönen Fischlein?“

„Weil ich sie dir braten werde,“ war ihre ruhige Antwort.

„Ich esse keine Goldfische,“ sagte der Bursch’.

„Du issest sie sehr gern,“ entgegnete sie, „und darum habe ich sie für dich gehegt, bis du kommen und sie mit mir verzehren würdest.“

„Hast du denn gewußt, daß ich komme?“

„Wie soll ich das nicht gewußt haben, da du es ja selber gesagt, als du fortgegangen warst. Komm’ doch und hilf mir die Fische ausweiden!“ Indem sie so sprach, fing sie mit drei Fingern Fischlein um Fischlein heraus und schnitt mit großer Gleichgültigkeit Kopf um Kopf ab.

„Thun sie dir nicht leid?“ fragte der Bursche.

Sie schaute ihn groß an, als wäre die Frage ganz und gar unverständlich. Ihm kam es einen Augenblick vor, als ob — während die goldroten Körperlein tot im Korbe lagen — die abgeschnittenen Köpfe auf dem Boden umherhüpften. Es waren aber kleine Fröschlein, die er früher nicht gesehen. Der Michel

hatte, um die merkwürdigen Dinger näher zu beschauen, ein paar Schritte nach vorwärts gemacht, da ging hinter ihm sachte die Thür zu. Er wollte sie sofort öffnen und zurückweichen, aber die Thür war ins Schloß gefallen und ging nicht mehr auf. Dem Burschen schoß alles Blut zu Kopf, so sehr erschrak er, die Maid aber lachte hell auf. Er suchte einen anderen Ausgang und fand ihn nicht; er bat sie, ihn hinauszulassen, da kam sie heran, und lispelte: „Willst du mir denn ganz untreu sein?"

„So thue die gemordeten Wesen weg, ich mag derlei nicht sehen!"

„Welche ermordeten Wesen?"

Er sah ja nichts. Im Korbe waren gelbe Äpfel und Birnen, auf dem Boden lagen Rosenblätter umher, vom lauen Winde, der durchs offene Fenster strich, manchmal leise bewegt. Das Becken war voll gefüllt mit klarem Wasser, in welchem Rosen schwammen. Der Bursch' eilte ans Fenster, als wollte er hinausspringen, aber im Dunkeln konnte er nicht sehen, wie tief der Abgrund war. In der Ferne erblickte er auch von diesem Fenster aus wieder das winzige Lichtlein.

„Was ist das für ein Licht weit draußen auf der Heide?" fragte er, um seine Beklommenheit zu verschleiern.

Sie schlich an ihn heran, legte ihm zart die Hand auf den Arm und strich hinab bis zu der Faust, in der er noch immer den Stab hielt.

„Wie?" fragte sie, „hast du denn wieder einen solchen Stab? Den mußt du mir auch geben."

„Nie! Nie!" stieß der Michel erregt hervor.

„Warum willst du mir diesen nicht geben, da du mir doch die anderen zwei schon gegeben hast."

„Ich habe dir nie einen Stab gegeben.“

„Du hast mir einen Stab gegeben vor Zeiten, als du das erste Mal kamest und du hast mir einen solchen Stab gegeben, als du uns das zweite Mal besuchtest. Ich bitte dich, gieb mir auch diesen schönen Stab!“

Das Auge des Burschen war aber gleichsam an das Licht gebannt, das aus unmeßbarer Ferne durch die Nacht hereinglühte. Ohne der Worte des Mädchen zu achten, rief er laut aus: „Was ist das für ein Licht?“

Hierauf antwortete sie: „Du fragst immer, was das für ein Licht sei und solltest es lange schon wissen. Wohl vor Zeiten habe ich dir gesagt, daß es das Licht im toten Wald ist.“

„Im toten Walde? Wie kann ein Wald tot sein? Der Wald ist immer lebendig.“

„Jener ist tot.“

„So sage mir, wie das ist?“ bat er.

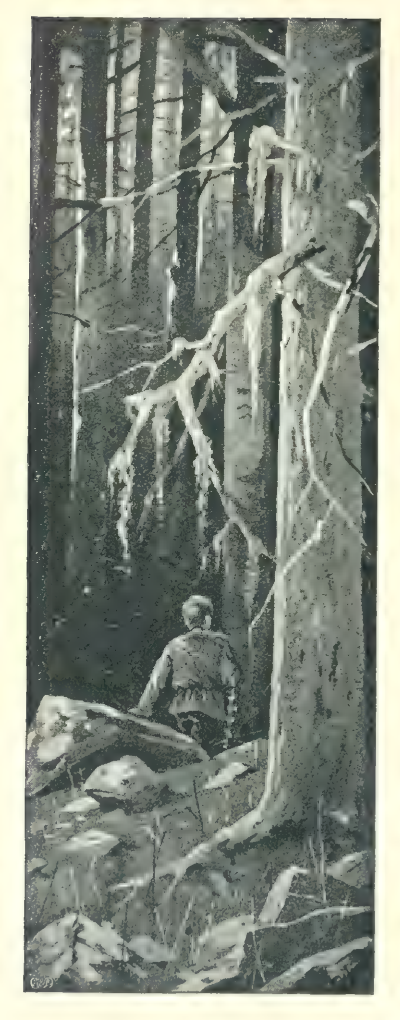
„Das kann niemand sagen, weil keiner zurückkehrt, der dorthin geht. Du findest ihn ja gar nicht, denn du bist zweimal hingegangen und zurückgekommen und fragest nun mich, was es für ein Wald ist. Den Stab gieb mir, nur anfühlen laß mich ihn.“

„Hüte dich, er hat Dornen!“ warnte der Bursch'.

„Alle meine Blutstropfen will ich vergießen, nur den Stab gieb mir!“

Fast begann sie mit ihm zu ringen, er ließ ihn nicht los, er schwang ihn hoch über sich. „Dummes Mädel!“ rief er endlich aus, „was willst du denn mit diesem einfältigen Hagendornstock, an dem ist doch gar nichts. Man braucht ihn zum Wandern, weiter ist er nichts wert.“

Schmeichelnd umschlang sie seinen Nacken: „Du lieber Knab'!



Gieb mir den Stab. Verlange was du willst, nur den Stab gieb mir!" Sie langte heftig nach ihm. Da schleuderte er sie zornig von sich und sprang hinaus zum Fenster . . .

Ohne Felleisen, ohne Hut und ohne Vogel, nur den Stab in der Hand, so fand er sich in der kühlen, freien Nacht. Und so zog er weiter. Er wanderte dem Lichtlein entgegen, das aus weiter Ferne immer noch herleuchtete. Es brannte ganz gleichmäßig fort und flackerte nicht, es war rötlich wie ein Tropfen Blut. — Im toten Walde! Wer dort hingeht, der kommt nicht mehr zurück. — Zurück zu diesem unheimlichen Hause gewiß nicht, dachte sich der Michel, aber ich weiß nun, es ist der Weg meiner Brüder.

Das Gestein der Heide wurde blasser, es hellte sich wie Mondlicht. Der Bursch' sah vor sich nieder in ein dunkelblauendes Thal; vor ihm lag unendlicher Wald. Und als er im Dämmerschein frisch seinen Hagenstab aussetzte, da sah er, wie dieser Stab neben seinen

Dornen grüne Blättchen und zarte Knospen getrieben hatte und daß diese Knospen sachte auseinanderblühten zu roten Röselein. Und hoch in den Lüften zwitscherte es plötzlich: „Du findest sie! Du findest sie!“

Sein Vöglein war wieder da. Das konnte wohl nicht sagen, wie es dem Heidehause entkommen war, mit einem hellen Geschmetter setzte es sich auf die Achsel des Burschen. Aber nicht lange war das Vöglein lustig.

Der junge Wanderer stieg zwischen Steinklötzen und dorrendem Gestrüppe nieder gegen den dämmernden Wald. Manchmal trat er auf ein braunes Schlänglein, es bäumte sich auf und pfiff. Weiterhin trat er auf Nattern, die unter sprödem, strohtrockenem Unkraute waren, aber sie bäumten sich nicht auf, sie lagen da, starr wie geschlungene Wurzeln. Von riesigen Tannen hingen graue Moosbärte nieder, aber kein Lüftchen spielte an ihnen und kein Zweiglein bewegte sich, und immer finsterer wurde es zwischen dem fahlen Gestämme. Dem Burschen graute, und in Sehnsucht nach einem lebenden Wesen blickte er nach seinem Vöglein aus. Das war nicht mehr da. In der unendlichen Stille auf schwarzem, kahlem Boden weiterwandernd, suchte er nach Waldfrüchten, denn es hungerte ihn. An einem Hange sah er Himbeeren und in der Schlucht ein Wasser. Aber an den Himbeeren hätte er sich fast die Zähne ausgebissen, denn sie waren hart wie Stein und das Laub war spröd wie Glas, und das Wasser war ein toter Krystall. Der Michel schaute auf gen Himmel, aber die Bäume hatten ihn ganz eingewölbt mit ihren finsteren Kronen und nun sah er, daß die Stämme nicht aus Holz waren, sondern aus Stein, wie Pfeiler in einer Gruft. Jetzt dachte er an Vater und Mutter und an seine ferne, ferne Heimat, aber der Stab in seiner Hand, er blühte.

und die roten Röselein daran waren fast das einzige Licht in diesem Walde. Auch fiel es ihm jetzt ein, ob er der Maid im Heidehause nicht hätte folgen sollen, aber er sagte sich trotzig: Nein. Und wenn ich jetzt noch einmal in ihrem Gemache sollt' sein und sie wollt' mir den Stab abschmeicheln, so würde ich wieder zum Fenster hinausspringen und wieder dem Lichte im toten Walde zuwandern. Denn was dieses Licht bedeutet, das will ich wissen. — Und so schritt er, wie es eben gehen wollte, getrost weiter.

Allmählich hub es an, zwischen den Stämmen rötlich zu scheinen, als ob ein großer Feuerbrand in der Nähe wäre. Aber es blieb alles starr und still. Der Wanderer kam hinaus auf ein weites Feld, das ringsum von wuchtigen Bäumen bestanden war. Auf dem höchsten, weit über allen anderen emporragenden Wipfeln, loderte eine Riesenflamme auf. Sie prasselte und flackerte nicht, wie versteinert war diese Flamme, und doch übergoß sie das Feld mit blutigem Licht und glühte wie ein roter

Stern über den Wald hinaus in die weite Welt. Auf dem Felde ragten Steinsäulen und Blöcke in wunderlichen Gestalten. Auf einem dieser Blöcke saß ein altes Weib in krötenfarbigem Gewande. Zwischen den wie zwei stumpfe Hörner hervorstehenden Knieen hatte sie einen Rocken mit grauen Spinnenweben, aus welchen sie mit langen, hageren Fingern Fäden hervorspann. Sie schien eben aus einem Schlummer erwacht zu sein und als sie den Burschen sah, reckte sie den langen Hals nach ihm, krabbelte dann vom Stein herab, torkelte dem Michel zu und die Hände aneinanderreibend, daß es krachte, wimmerte sie: „Husch kalt! husch kalt! Lieber Jüngling, laß' mich an dir wärmen! Husch kalt! Husch kalt!"

Der Bursche wendete sich mit Abschen von dem häßlichen alten Weibe, dieses aber tastete, den Rockenstock als Stütze gebrauchend, gegen ihn heran, warf das Spinnengewebe wie ein Netz nach ihm aus und keifte: „O du unritterlicher Mann! So laß mich wenigstens deinen Stab anfühlen, der ist gewiß warm von deiner Hand!"

Jetzt will auch die meinen Stab, dachte der Michel, gut, sie soll ihn haben! — und versetzte ihr mit demselben einen kräftigen Hieb auf den Rücken. — Wo war das alte Weib? Es war plötzlich verschwunden, und wo sie gestanden, da ragte eine Steinsäule auf . . . .

Er ging nachdenklich weiter. — Wie nur diese Menge Steinbilder hier sein können? dachte er, manches hat fast die Gestalt wie ein Mensch, sowie dieses . . . . Und er berührte einen der ragenden Felsblöcke mit seinem Stab.

„Wie? Was ist das?"

Aus dem Stein war ein lebendiger Mensch geworden, und dieser stand auch noch ein Weilchen bewegungslos, dann fiel er



dem Burschen um den Hals und rief mit heller Stimme: „Gottes Dank, mein Bruder, du hast mich erlöst!“

Der Hansjörg! Er war's, er war es wirklich!

Das Wunderbarste an dieser Sache aber war, daß der Michel sich gar nicht besonders verwunderte. Er hatte den Bruder gefunden, nun ja, er war ja doch ausgegangen, um ihn zu suchen.

„Bist du der Hansjörg,“ sagte er, „so wird das der Franz sein.“ Und er berührte mit dem Hagenstab eine andere Steinfigur. — Wieder ein lebendiger Mensch stand da, aber nicht der Bruder Franz. Ein fremder, vornehmer Rittersmann mit Sporn und Schwert. Auch er umarmte den Erlöser. Dieser ging weiter und weiter und berührte alle Steine. Aus dem einen ging ein junger Musikant hervor mit Pfeifen und Guitarre, aus dem anderen ein Jägersmann mit goldenem Horn, aus dem dritten, einem großen zackigen Blocke, kam Roß und Reiter gesprungen, aus dem vierten torkelte ein langbärtiger Mönch mit Psalter und Rosenkranz, der baldigst im Walde verschwand. Der Michel ging weiter und klopfte auf jeden Stein, und das Feld füllte sich mit jubelnden

Männern aller Stände. Dann berührte er einen der starren Baumstämme, und in dem Augenblicke rauschte der ganze Wald lustig im Winde, und Blütenblätter und Kätzchen schneite es nieder auf das singende, musizierende, tanzende Volk.

Der Michel aber mit seinem Stabe ging weiter und weiter und ward immer trauriger.

„Wo ist der Bruder Franz?" hatte er den Hansjörg gefragt.

„Ich habe ihn nicht gefunden. Ich habe ja so gut geschlafen," antwortete dieser.

Nun gingen sie selbander durch den grünen rauschenden Wald. Und da sie müde wurden, der Michel, weil er schon so weit gewandert, der Hansjörg, weil er das Wandern nicht gewohnt war, so setzten sie sich auf einen bemoosten Block.

„Wo wird unser Bruder sein?" seufzte der Michel auf.

„Die Welt ist weit und der Bruder ist klein," antwortete der Hansjörg.

„Und wäre er wie ein Gerstenkorn so klein, ich muß ihn finden."

„Wir wollen weiter gehen."

„Laß mich noch rasten, ich bin müde."

„Hast du die Hexe gesehen? die uns alle in Steine verzaubert?" fragte der Hansjörg den Bruder.

„Ich habe ihr ein steinernes Denkmal gesetzt."

„Wieso?"

„Mit diesem Stabe," antwortete der Michel, und er klopfte, um zu zeigen, wie er es gemacht, mit seinem Hagenstab auf den Felsblock, auf dem sie saßen. Da richtete sich dieser plötzlich auf, so daß die beiden Brüder hintorkelten und zu Boden fielen. Vor ihnen stand der Franz und half ihnen lachend auf die Beine. — Der war klüger gewesen als die anderen, hatte nicht stehend geschlafen; abseits wohl im Moose mußte ihn der Hexe Rocken-Zauberstab gefesselt haben.

Nun waren sie beisammen, die Brüder alle drei. Und als die beiden älteren dem Michel inbrünstig dankten für ihre Erlösung, blieb dieser in seiner ernsthaften Ruhe und sprach: „Unser Vater hat auch euch jedem einen Hagenstab mitgegeben. Wo habt ihr diese Stäbe?"

Die beiden wendeten sich zur Seite und verhüllten mit den Händen ihr Gesicht ....

Sowie die Erstandenen alle den weiten Wald verließen, um ihrer Wege zu gehen, so wanderten auch die drei Brüder davon. Dem Heidehause gingen sie zu, um die dort verscherzten Stäbe wieder zu erwerben, allein das Heidehaus war nicht mehr da, es war versunken.

Drei Jahre, drei Monate, drei Wochen, drei Tage mußten sie wandern, bis sie vor sich das kleine traute Heimstetten liegen sahen mit dem Giebeldache des Elternhauses, aus dessen Schornstein ein zarter Rauch ihnen entgegenwinkte. Über ihren Häuptern flog ein Vöglein hin und her und setzte sich manchmal auf die Achsel des Michel. Es zwitscherte lustig und hell, aber sprach kein vernünftiges Wort mehr. Es sang, wie eben die Vögel singen.

Die Geschichte vom fünffachen Schwein.

(Dem Volke nacherzählt.)



Heut' hab' ich meine Alte verkauft!

Solches waren die ersten Worte des Bauers Johann Birnkifler, als er zur Thüre hereinging.

Sein Weib trat ihm würdevoll entgegen und sagte: „Mit so dummen Späßen ist's mir lieber, du gehst hinaus, als wie herein!"

Nahm er sie um den Hals und sprach: „Weiberl, du hast

unrecht verstanden. Dich kann man nit verkaufen, das heißt, einen Menschen darf man nit verkaufen — und will auch nit, will nit. Na, na, meine alte Sau hab' ich verkauft."

Das Weib fuhr sich mit beiden Händen an die Brust: „Jetzt giebt's mir einen Stich im Herzen. Die Alte hast hergegeben? Himmlischer Vater, die Sau hat er verkauft! das ist aus der Weis, das ist ganz aus der Weis. Was ist jetzt zu machen? Jetzt hat er sie verthan und fragt mich nit! hast sie hergegeben? Nein, das laß ich nit angehen, das laß ich nit! — Wieviel Geld hast denn kriegt für sie?"

„Einen ganzen Haufen!" flüsterte der Birnkifler seiner Ehegesponsin zu, und dabei machte er ein verschmitztes Gesicht.

„Aber wie denn? Wie denn um Gotteswillen!" rief sie.

„Nach der Meß," so erzählt er, „geh' ich zum Kirchenwirt auf mein Seidel, weißt, das mir der Oberdorfer Bader verordnet hat, wegen meines Leberleidens. Und weil mir der Doktor in der Neustadt auch ein Seidel angeraten hat, nau, so hab' ich zwei getrunken. Dabei denk' ich mir: warum sich denn alleweil nur von den Doktoren raten lassen, einen guten Rat kannst dir doch auch selber einmal geben, und trink' auf meinen eigenen Rat das dritte Seidel. Der Kirchenwirt sagt, der Mensch müßt auch in der Medizin Maß halten, und bringt mir das vierte Seidel und fragt mich so nebenbei, ob ich kein Schwein zu verkaufen hätt'. Ich hab' aus unserer Alten kein Geheimnis gemacht, und daß sie schon seit Allerheiligen in der Mast steht, und daß sie nit viel nachgeben wird von zwei Centnern. Er legt mir achtzehn Thaler auf den Tisch und ich leg' ihm die Sau auf den Tisch, heißt das, schlag' ihm sie zu."

„Bist ein Narr!" schrie das Weib. „Die kugelrunde Speckfeiste um achtzehn Thaler!"

Der Birnkifler kümmerte sich nicht viel um ihren Ausruf, sondern fuhr fort zu erzählen: „Wie ich nachher durchs Dorf herauf geh', schreit mir der Fleischhacker nach, ob ich nicht ein fettes Schwein stehen hätt' im Stall? Ah, versteht sich! sag' ich. Ich trau' dir, Birnkifler, sagt er. Ist nit das erste Geschäft, was wir miteinander machen und soll auch nit das letzte sein. Jetzt vor den Feiertagen brauch' ich Fleisch. Zwanzig Thaler auf die Hand dafür, unbeschaut! — Ist recht, sag' ich."

„Aber Sepp, wenn du sie dem Kirchenwirt hast verkauft!" rief das Weib.

„Heroben beim Stiegelkreuz," erzählt der Birnkifler weiter, „sitzt der Kalbeltreiber von der Neustadt. Das Umherlaufen in so einem Patschwetter hätt' er schon satt bei seinen gichtischen Beinen. Ob ich ihm kein Schlachtschwein wüßt'! Zahlen thät' er gut. Ich weiß eins, sag' ich, denn was soll ich unsere Alte verleugnen. Der Speck allein zwei Centner, sag' ich und hab auf der Stell' vierundzwanzig Thaler auf der Hand."

Das Weib des Birnkifler ringt die Hände. Dreimal hat er sie verkauft! Dreimal! Der schlechte Mensch! Der Betrüger! — Aber es war nicht lange Zeit zum Ehrabschneiden. Die Thür ging auf, der Nachbar Breitenbichler kam schwerfällig hereingestampft. Sollt' doch ein wenig abrasten, lud der Birnkifler ein. Ja, das Rasten sei ihm nicht zuwider, entgegnet der Nachbar und setzt sich an den Tisch. „Die Lauferei jetzt," fügt er bei, „die wird mir eh schon zuwider. Meiner Tochter Ehrentag auf die nächst' Wochen, du weißt ja. Bis man alles beisammen hat für achtzig Gäste. Eine feiste Sau geht mir noch ab. Hab' gehört,

Nachbar, du hättest eine im Stall. Wollt' dir nit zu sparsam sein."

„Ist recht, gehen wir sie anschaun," meint der Birnkifler, „wenn man dem Nachbar einen Gefallen kann erweisen, warum denn nit?"

Eine Viertelstunde später war das Schwein verkauft an den Breitenbichler um fünfundzwanzig Thaler.

Später, als der Johann Birnkifler mit seinem Weibe allein war, leerte er in eine Holzschüssel seine Säcke aus, sie waren voll Thaler, deren siebenundachtzig hatte er! „Seit ich in der Wirtschaft bin, hab' ich noch keine Mastsau um einen solchen Preis verkauft," war sein süßes Denken.

„Eingesperrt wirst!" rief das Weib.

„Warum?" fragte er entgegen. „'s hat ja keiner gefragt, ob das Vieh mein gehört. Jeder nur: ob ich nit im Stall eine feiste Sau stehen hätt' — was ja wahr ist, und gleich das Geld her. Ein Narr, der nit angreift heutzutag!"

„Aber Todl, alter!" zeterte sie und kam ihm mit ihren fuchtelnden Händen sehr nahe. „Ich hab' sie ja verkauft, die Sau, heut' Vormittag, dieweil du aus bist gewest. Der Rösselwirtsknecht hat zugefragt. Fünfundzwanzig Thaler und fünf Silbergroschen extra als Nuschgeld."

„Nachher hätten wir ja weit über hundert Thaler gelöst fürs Vieh!" jubelte der Birnkifler.

„Der Rösselwirtsknecht holt sie in etlichen Tagen," berichtete das Weib.

„Wer zuerst kommt, der mahlt zuerst."

„Und die anderen?" Die vier anderen?"

„Geh', Alte, laß mich aus!" murrte er, „allemal wenn man

hereinkommt, machst du so Geschichten. Ich will jetzt Ruh' haben!" Und ging hinaus aufs Heu, wo er sich niederlegte.

Am nächsten Tag, als der Birnkifler frisch ausgeschlafen hatte und ihm der gestrige Handel einfiel, kam ihm die Sache etwas bedenklich vor. Das wäre ja beinahe, als ob er sein Schwein fünfmal verkauft hätte! Indes nahm er erklecklich viel Medizin für seine kranke Leber zu sich, und diese Medizin war auch ein gutes Mittel gegen das beißende Gewissen.

Und eines Tages wird es lebhaft bei dem Birnkiflerhause. Den Fahrweg herauf kommt der Kirchenwirt mit einem Stock; den Fußsteig durch den Schachen her steigt der Fleischhacker mit dem Hunde. Am Feldrain heran trottet der Kalbeltreiber von Neustadt mit einem Strick. Durch den Kohlgarten herab trabt der Nachbar Breitenbichler mit seinem Knecht, und die Straße her fährt der Rösselwirtsknecht mit Roß und Wagen.

Als unsere Eheleute solch werte Gäste kommen sahen, ließen beide die Arme herabhängen und murmelten ganz gleichzeitig: „So, jetzt ist die Sau fertig!"

Der Johann Birnkifler hatte aber immer gute Einfälle, so sagte er auch jetzt: „Am gescheitesten ist's, wir geben sie gar keinem, verleugnen sie und schlachten sie selber."

„Ich weiß schon, was ich thu'," versetzte sie, „ich sag', was wahr ist, daß du verrückt bist worden, das Schwein gehört dem Rösselwirtsknecht und dich sollen sie ins Narrenhaus stecken."

„Bedank' mich recht schön!" antwortete er und verneigte sich vor seiner Lebensgenossin.

„Also, dummer Tepp, was ist sonst zu machen!" schrie sie, denn einesteils that er ihr doch leid, und die Gefahr drohte im höchsten Grad. „Zum Schlagtreffen ist's!"

„Ich weiß was!“ flüsterte er, als die drei Männer draußen schon über den Hausanger gingen, „ich weiß was. Mich trifft der Schlag.“ Er fiel hin auf das Fletz. „Ich bin schon tot. Deck' mich zu und sei trauernde Witwe.“

Das verstand sie. Es war schreckbar toll, aber manchmal ist die Tollheit das Klügste.



Als sie einer nach dem anderen zur Thür hereintraten, hörten sie das herzzerreißende Klagen der Birnkiflerin. Händeringend stand sie vor der verhüllten Leiche: „Vor einer Stunde noch frisch und gesund und jetzt mausetot, o ihr heiligen vierzehn Nothelfer, steht uns bei!“

„Leberleidend ist er schon lang' gewesen,“ meinte der Kirchenwirt. „Die Leber wird angeschwollen sein und wird ihm das Herz zerdrückt haben.“

„O Gott, der arme Mensch hat schon lang einen Stein auf dem Herzen gehabt!“ jammerte das Weib.

„Dann ist's Weinstein gewesen,“ warf der Fleischhacker ein. Und so ergingen sie sich in Mutmaßungen, woran und wieso der Johann Birnkifler so plötzlich des Todes verstorben sei. Der Rösselwirtsknecht nahm endlich einen Anlauf in folgender Rede: „Es thut sich zwar frei nicht schicken, Birnkifler-Bäuerin, daß der Mensch bei einem solchen Unglück von Geschäftssachen spricht. Freilich könnt' ich ein anderes Mal wiederkommen, aber der Weg ist weit, und weil ich mein Rößlein schon bei mir hab' heut' — weißt, Bäuerin, um das Mastschwein wär' ich da, das ich dir vor etlichen Tagen abgekauft hab'.“

Sie wehrte mit der flachen Hand ab: „Gott, ja, nimm's, nimm's, steht eh draußen im Stall. Lasset mich nur jetzt mit solchen Sachen in Fried!“

Nun rückten aber auch die übrigen mit ihrem Vorhaben heraus, das Weib wies gegen den Stall und sie wunderten sich baß darüber, daß der Birnkifler fünf Mastschweine stehen habe unter seinem Dache. Freilich erwies diese weltgläubige Annahme sich nur zu bald als Trugschluß. Es fand sich nur ein einziger Stall vor und in diesem nur ein einziges Schwein und als Rest nur noch die Gewißheit, daß die Käufer geprellt seien. Der Fleischhacker wollte Lärm schlagen, allein der sittsame Breitenbichler erinnerte an die Achtung, die man einem Toten unter allen Umständen schuldig sei. Die Strafe habe ihn augenscheinlich ja schon erreicht, und für sie, die Käufer, wäre es das Klügste, die fette Sau ohne viel Wesens in fünf gleiche Stücke zu teilen, damit jeder wenigstens einen Brocken von ihr habe.

Einverstanden. Und als sie mit ihren fünf Brocken abgezogen

waren, stand der Johann Birnkifler von den Toten auf und schmunzelte. Er hatte in seiner Brieftasche die fünffache Sau, und ein Käufer hatte von der einfachen nur den fünften Teil. Aber gescheit muß man sein!

„Es wird dir doch schlecht gehen, bis sie erfahren, daß du wieder munter worden bist!" gab das Weib zu bedenken.

„Laß mich nur machen!" sagte der Mann. „Mit denen fünf werd' ich schon fertig. Wenn sie mir nur keinen Gerichts-prozeß machen, der wär' mir zuwider. Die Doktors, das sind verflucht gescheite Kerle!"

Was er gefürchtet, trat ein. Als die fünf Geprellten die Auferstehung des fünffachen Schweineverkäufers erfuhren, verklagten sie ihn vor Gericht. Das Weib war außer sich und sah schon den Galgen; der Bauer blieb ziemlich ruhig und rechnete so: Sie haben die Sau miteinander geteilt, haben sich abgefunden, also sind sie abgefertigt. Und meinetwegen? Auf das Wiederlebendig-werden ist keine Strafe gesetzt. Etwas unheimlich war ihm aber doch, dem guten Johann Birnkifler, also ging er hin in die Neu-stadt und nahm sich einen Advokaten auf.

Der Herr Doktor Schlauchel war ein erfahrener Mann, hatte schon viele Gesetzparagraph-Häklein, an denen Leute hängen geblieben, geradegebogen, allein dieser Fall war ihm bedenklich.

„Bauer!" sagte er nach tiefem Nachdenken, „Ihr habt Euer Schwein wissentlich mehrmals verkauft. Es steht schlimm um Euch, Ihr werdet sachfällig!"

„Daß der Teuxel . . .!" knurrte der Bauer.

„Ich habe jedoch eine Idee," sprach der Advokat. „Wir wollen es versuchen, vielleicht gelingt's. Aber klug sein, Birnkifler!"

„Oh je!“ machte dieser, als wollte er sagen, an Klugheit sei ihm niemand über.

„Ihr werdet vor Gericht stehen,“ belehrte der Advokat Doktor Schlauchel. „Da wird viel herumgeredet werden. Und was Ihr auch antworten möget, es wird nichts nutzen, es wird für die Katz' sein. Deswegen merket Euch einmal das: Was sie auch sagen mögen, thut nichts desgleichen, sagt nur: abgepfiffen! Bei der ganzen Verhandlung nit ein einziges Wort, nur allemal: abgepfiffen!“

Der Bauer lächelte pfiffig und sagte: „Bedank' mich recht schön, Herr Doktor, das will ich thun.“

„Und auf dem Heimwege bringt Ihr mir mein Gebühr von dreißig Thalern.“ Also der Doktor, und der Johann Birnkifler ging zum Gerichte.

Na, da gab's Leute! Da waren fünf Ankläger, zwei Richter, zwei Schreiber und der Gerichtsdiener. Zehn gegen einen! Und erst noch die Gesetzbücher in Haufen, die waren ja auch gegen ihn. Der Bauer stellte sich recht demütig hin vor den grünen Tisch und zerknüllte seine Hutkrempe.

„Ihr seid der Bauer Johann Birnkifler, so und so alt, bisher unbescholten und habt ein Schwein verkauft. Ist es so?“

„Abgepfiffen,“ sagte der Angeklagte ruhig.

„Was meint Ihr?“ fuhr der Richter auf. „Und seid beschuldigt, ein und dasselbe Schwein an mehrere Käufer verkauft zu haben. Was sagt Ihr dazu?“

„Abgepfiffen,“ antwortete der Bauer.

„Wollt Ihr es vielleicht leugnen? hier stehen fünf Zeugen, ehrenwerte Männer. Nun?!“

„Abgepfiffen,“ schrie der Bauer hell auf.



„Seid Ihr verrückt? Wisset Ihr, daß Ihr nur durch sofortige Vergütung und reumütige Abbitte Euere Strafe wesentlich verringern könnt?"

„Abgepfiffen," antwortete der Bauer mit trauriger Miene.

Der Richter wurde stutzig. Und als er auf weitere Fragen von dem Angeklagten immer nur das Wort „Abgepfiffen" hörte, und nichts als das Wort „Abgepfiffen", das manchmal wie ein Hilfe- oder Drohruf ausgestoßen, dann wieder wie im Stumpfsinne hingelallt wurde, wendete sich der Richter zu den fünf Anklägern und sprach im Tone des Vorwurfs: „Wen habt ihr denn da hereingebracht? Das ist ja ein Unglücklicher, ein armer Irrsinniger! Wohl auch epileptisch, woran ihr scharfsinnigerweise seinen Tod gesehen habt. Und mit einem solchen Menschen schließet ihr Geschäfte ab? Wohl kaum in einer anderen Absicht, als den Schwachsinnigen zu übervorteilen? — Ich finde zu urteilen, daß dieser Mann das Schwein nicht aus unlauterer Absicht wiederholt verkauft hat, sondern aus reiner Vergeßlichkeit. Ich spreche ihn frei und ihr möget euch merken, daß ein vernünftiger Mensch mit einem Narren keinen Handel macht. Ihr könnt heimgehen, Johann Birnkifler."

Dieser verneigte sich so ein wenig und tappte dann blöde zur Thür hinaus.

Auf seinem Wege nach Hause kam er durch die Neustadt.

Die Gasse führte am stattlichen Hause des Herrn Doktor Schlauchel vorüber. Der Herr Doktor schaute zum Fenster herab. Er hatte ein blaues Hauskäppchen auf und ein langes Pfeifenrohr im Munde und in Gold gefaßte Brillen auf der Nase. Daher sah er den Johann Birnkifler schon von weitem daherstiefeln.

„Nun, ich sehe, Ihr seid ja ganz munter auf freiem Fuße, Birnkifler!“ rief er hinab.

Der Bauer nickte mit dem Kopfe, ja, er wäre munter auf freiem Fuße.

„Es ist also gut gegangen!“

Der Bauer nickte vergnüglich mit dem Kopfe und trachtete weiter.

„Mein Rat hat also geholfen? Hat er? Na schön, das freut mich. Nun kommt aber einmal zu mir herauf, Birnkifler, und bringt mir meine dreißig Thaler.“

„— Abgepfiffen!“ sagte der Bauer und trottete gelassen seines Weges.





Im Storchenneste.

Kindergeschichten
aus meiner zweiten Jugend.

Unser zweijähriges Dirndel.

Von meinen vier Kindern ist schon manch Drolliges erzählt worden. Und dann ist noch jemand gekommen. Anfangs nannten wir diese fünfte Knospe das fünfte Rad

am Wagen; jetzt ist sie jenes Rad in unserem Uhrwerke, an welchem das Gewicht hängt, welches den Zeiger auf die gute Stunde rückt und an welchem — die Unruh zuckt. Es ist das allermerkwürdigste Kind, welches je vom Himmel gestiegen, niemand hat ein solches Kind, mit einer einzigen Ausnahme — bloß jede Mutter hat eines.

Aber so merkwürdig ist gar kein Kind, daß sich die Mutter, der Vater all seine kleinen Eigenheiten merken würde, darum ist es wohlgethan, wenn man all die Großthaten des kleinen Wesens beizeiten mit der Feder anmerkt, damit man einst nach vielen Jahren beim Wiederlesen solcher Aufschreibungen jubeln oder — weinen kann.

Martha heißt sie, die Bewirtende, die uns mit Himmelsbrot speist, welches in jedem Wörtchen liegt, das aus dem Munde eines guten Kindes kommt.

Hinter dem Tische hat sie sich versteckt. — „Ja, wo ist es denn, mein kleines Dirnderl, wo?" — Stellt sie sich jetzt auf die Zehen, an der Tischkante sieht man die winzigen weißen Fingerlein ihrer Händchen. Jetzt hebt sich ein flachsblondes Köpfchen empor, ein paar runde Blauäuglein — mehr nicht. Denn weiter geht's nicht mehr, so stramm sich die Zehen (ach wie klein mögen sie sein!) auch anspannen. — „Gugu!" — Aber jetzt ist sie schon wieder untergetaucht, und wer das ganze Unbandlein sehen will, der muß schon unter dem Tische durchgucken. Gott, ist das ein kleines Frauenzimmer! Ihr vergißmeinnichtblaues Röckchen mit den weißen, aufrechten Streifen ist um die Mitte mit einer Schleife gebunden, und der untere Teil, welcher bis zu den Knien geht, sieht aus, wie der faltige Waffenrockschoß eines römischen Kriegers; aber die Ärmel bis zu den Handgelenken sind kaum spannlang. Ein paar weiße, oder auch nur bedingt weiße

Strümpfchen und ein paar Schühlein, die gar nicht viel plumper sind als die Klauen eines Rehes, vollenden nach unten hin das Menschenknöspleín. Der fast eirunde Kopf steht auf einem schlanken Hälslein. Im rosigen Gesichtl sind Augen, Nase und Mund hübsch nahe aneinandergerückt, und gar ernsthaft schaut das drein. Warum muß der Mann lachen, wenn er ein Kind anblickt, und warum schaut das Kind so ernsthaft, wenn es einem erwachsenen Menschen ins Antlitz sieht? Der erstere schaut ins Paradies zurück, das letztere auf die traurige, schuld- und leidbefurchte Erde.

Das zarte, schlanke Gestaltlein, so steht es da; was sage ich, stehen? Es läuft, es hüpft, es tanzt, es kollert, es kriecht — aber stehen? sitzen? Nein. Ich bin der Turnapparat: über meine Füße springen, auf meinem Knie reiten, an meinem Arm sich schwingen, an meinem Rücken klettern, auf meiner Achsel balancieren. „Aufheben, Vata!“ sagt sie mit ihrem hellen Stimmlein. Ich hebe sie mit beiden Händen, so hoch ich kann. „Noch höher, Vata!“ Das Kind glaubt, der Vater könne alles.

Ist sie an meinem Arm und will zu Boden, so sagt sie bloß: „Eins-zei!“ Das heißt, sie will zu Fuß gehen. Man hat sie nämlich anfangs bei den ersten Gehversuchen kommandiert: „Eins-zwei! Eins-zwei!“ Seither glaubt sie, jedes Gehen heiße: Eins-zei! —

„Vata, bomm! Latet! Biefetäger!“ Sie ist die erste, die das Schellen der Thürglocke hört, die mich ruft zu kommen, weil der Briefträger erscheinen wird. Bewegungslos auf einmal ist ihr Gestaltlein, in ihrem Gesichte der Ausdruck höchster Erwartung; denn der „Biefetäger“ hat eine große Tasche, und von einer Kindsmagd weiß sie, daß in dieser Tasche Raum für schlimme Kinder ist. Doch es schlichtet sich ganz freundlich. Der „Biefetäger bingt Biefe. Biefetäger bav!“

Das war früher. Heute hat sie sich das störrische „R" vollkommen unterworfen, und wenn sie willig ihre Flasche Milch getrunken hat, sich willig auf das Stühlchen gesetzt, willig ins Bett gegangen ist oder eine andere Großthat von Selbstüberwindung ausgeübt hat, welche des Lobes wert ist, sagt sie langgezogen und feierlich: „Braaav!" Solche Anerkennung spendet sie sich aber nur, wenn das Lob von anderer Seite ausbleibt. Loben wir sie, so hört sie ruhig und ernsthaft zu, dann sagt sie: „Dank sön!"

Noch einige Ausdrucksformen, die sie sich selber gebildet hat. „Vata, hin gehst?" (Wohin gehst du, Vater?) „Da drin ist?" (Was ist da drinnen?) „Toni macht?" (Was macht Toni?) Hat sie irgend etwas angestellt, so verrät sich das schon in ihrem stillen Betragen, in ihrer sänftiglichen Miene. Da fängt sie sogar an, zu schmeicheln: „Mutta, lieb bist!" — „Mutta, gut sein!" — „Mutta, nichts sagen!"

In der Frühe, wenn sie mir zu einem Guten Morgen das Händchen reicht, langt sie zuerst fast allemal das linke her. Das nehme ich nicht an. Wenn der Vater Geschichten macht, warum nicht sie auch! Das rechte Händchen giebt sie nicht her, das versteckt sie hinter dem Rücken, als hätte sie keines.

„Martha! Du giebst mir die rechte Hand!"

Sie blickt mich verwundert an, dann versucht sie es noch einmal mit der linken.

„Martha! — Du giebst mir die rechte Hand!"

Gut, sie giebt die rechte Hand und ist nun selbst ganz vergnügt darüber, daß der kleine Trotz überwunden ist. Fröhlich läuft sie davon.

„Dirndel!" rufe ich ihr nach, „es fehlt noch etwas. Das Knixerl mußt du mir machen!"

Sie wendet sich um und macht mit den Knien eine überaus graziöse Verbeugung. Da ist es auch schon geschehen, daß sie vergaß, sich umzudrehen, so daß ich vom Knixerl nur den hinteren Teil bekam — darauf allemal ein Halloh in der ganzen Familie.

Mit ihrem Trotzköpfel hat sie überhaupt so manchen Strauß auszutragen. Sie will nicht folgen, wenigstens aufs erste Wort nicht; und wenn jemand mit ihr zankt und poltert, das macht ihr Spaß, und jetzt folgt sie erst recht nicht. Beim Vater ist's anders, der braucht ihr in ruhigem Ernste einmal den Befehl zu geben, und sie ist das fügsamste, gemütlichste Kind. Ja, wenn sie auf Zureden anderer etwas thun soll, was sie nicht mag und doch wieder möchte, sieht sie sich manchmal ordentlich hilfesuchend nach dem Vater um, daß er ihr befehle. Sie will mich nie fortlassen, wenn ich bei ihr bin, deutet mit dem Händchen auf einen Sessel: „Vata, sitzi!" Doch ist es auch schon geschehen, daß sie mir plötzlich die Hand reichte: „Vata, adee!" Dann plante sie irgend ein Schelmenstück, bei dem sie eine Autorität nicht brauchen könnte.

Ein andermal spielt sie selber die Erzieherin. Mache ich durch irgend einen Zufall ein kleines Geräusch, so sagt sie in ruhig verweisendem Tone: „No, no, Vata!" Eines Tages, als sie sich lustig auf dem lehmigen Erdboden wälzte, ruft ihr die Mutter zu: „Geh, du bist ein Schweindl!" — „Pfui, Mami!" darauf die Kleine.

Für ihre Geschwister ist es übrigens nicht gut, mit ihr Kirschen essen. Nur das Geringste ihr über quer, und sie hebt drohend den Arm: „Hauen!" Im Augenblick kommt ihr auch die Hand aus und der Genosse hat eines im Gesicht. Zumeist ist bei solchem Ereignisse sie selber mehr erschrocken, als der Geschlagene;

einerseits ist über das Verbrechen eine schwere Strafe verhängt, andererseits macht vielleicht der Geschlagene ein weinerliches Gesicht: „Martherl, jetzt hast mir weh gethan, jetzt weine ich!“ Derlei genügt vollauf, um ihren Zorn zu löschen; mit zärtlicher Miene streichelt sie den Beleidigten an der Wange: „Ei ei! — Ei ei!“ — Wenn sich während des Streichelns aber doch die Fingerchen manchmal krümmen, daß es einen kleinen Kratzer giebt — nun so sind wir dafür eben ein weibliches Wesen, an welchem sich Streicheln und Kratzen nicht so genau auseinanderhalten läßt.

Übrigens hat sie in wenigen Monaten an Selbstüberwindung schon Erkleckliches geleistet. Eine Kindsfrau, von der Kleinen „Biefrau“ genannt, hatte ihr mancherlei Unzukömmlichkeiten angewöhnt. Die Rute, welche hierauf ins Haus kam, verursachte der Kleinen anfangs manchen Spaß, denn sie hielt die mit einem roten Bändchen zierlich zusammengebundenen Birkenreiser für ein Spielzeug oder für eine Ceremonie. So oft sie sich etwas zu schulden kommen ließ, rief sie allemal selbst nach der Rute: „Marthi lim! Ute holen!“ Als sie aber merkte, daß die Rute immer rücksichtsloser ward und die feierlich energische Handhabung derselben schon ins Bedenkliche ging, erhob sie sofort Protest, wenn von der Rute die Rede war. Und dennoch scheint es mir, es war weniger die Strafe, als andererseits Lob und kleine Belohnung, was sie zur Ablegung mancher Unarten hauptsächlich veranlaßte.

Mit einer wahren Leidenschaft hält sie zu ihrem Kindsmädchen Toni. Es mag sie welch ein Schmerz immer treffen, ihr weinender Hilferuf ist: „Toni!“ Mit der zärtlichsten Kosung: „Meine Toni!“ umfängt sie die Füße der Angebeteten. „Ja ja, deine Toni!“ rufen wir dann bisweilen aus, was zur Folge hat, daß sie nun selbst nicht mehr „meine“, sondern „deine Toni“ sagt. Es kommt ja

oft genug vor, daß Kinder, weil sie mit „du“ angesprochen werden, glauben, sie heißen „du“ und sich selbst „du“ nennen. Es ist keine Kleinigkeit für ein junges, zartes Gehirn, mit den Beschwerden der Sprache fertig zu werden.

Von der Schwester Grete ist ihr wiederholt gesagt worden, diese sei in der Schule; darauf hin ist nun jeder Abwesende „in der Sule“. Wenn sie nach etwas gefragt wird, was sie nicht weiß, nicht versteht, so antwortet sie kurz: „Nein!“, das heißt so viel als: Ich weiß es nicht, ich kann nicht antworten, ich verstehe dich nicht. Also bilden die Kleinen ihre eigene Art, um sich zu behelfen.

Ihre größere Schwester nennt sie nach dem Vorbilde der Dienstboten „Fräuln Anna“; fragt man, wie sie selbst heiße — „Marthi Rosa=segger“. Ihre Mutter nennt sie gewöhnlich „Mutta“, in übermütiger Laune „Muada“, in zärtlicher Stimmung „Mami“, in Anflug von Trotz „Frau“. Eine begeisterte Freundin ist sie von kleinen Kindern, die sie gerne bemuttert. „Gleine Kindi bav sein! Gleine Kindi sön heidi, sön lulu gehen! Mutta sonst bös!“

„Heidi heidi,“ damit bezeichnet sie alles, was schläft oder ruht, oder irgendwo aufbewahrt liegt. „Huti heidi heidi machen!“ sagt sie, wenn ihr Hut in die Schachtel gethan wird. „Katzi heidi heidi machen!“ wenn mein Pelz in den Kasten gehängt wird. Ihr liebster Aufenthalt ist des Vaters Stube, wo „Vata reibt“ (schreibt) oder „A se be (A B C) macht“ (liest.) Wenn nun aber der Vater manchmal von dem freundlichen Besuche nicht viel Notiz nimmt, wenn er ruhig weiterarbeitet oder überhaupt nicht mit ihr plaudert, steht sie verblüfft da, schaut mit ihren runden Äuglein fast erschrocken drein und flüstert: „Vata bös!“ — Vater bös! Das ist so ziemlich das unangenehmste, was ihr passieren kann. Vom Vater ein finsteres Gesicht, das geht schier

noch über die Rute, doch ich möchte nur einmal den Vater kennen, dem es einem so drolligen Dirndlein gegenüber gelingt, das strenge Gesicht fünf Minuten lang aufrecht zu halten. Die Stirne in Falten ziehen, wenn das Herz lacht! Nun das Kind hat's bald weg, daß es nicht auf die Stirnfalten ankommt, denn solche hat auch Großmama und Großpapa, und sind doch so lieb! Ein einziger strenger Blick genügt, um das Gesichtlein der kleinen Martha sofort gänzlich zu verändern — von der übermütigsten Grimasse bis zur beklommensten Miene, in welcher das Weinen zuckt. Aber sie trachtet beizulegen; leise schleicht sie um mich herum, sucht mit der Hand vom Stiefel den Staub zu wischen, und wenn sie an dem Hausrock etwa gar irgendwo einen Schaden findet, so sagt sie: „Loch, zerrissi, Marthi topfen (stopfen)."

Stets kommt sie in mein Zimmer des Abends, unmittelbar bevor sie schlafen geht. „Papa!" Damit reicht sie mir das Händchen. Das ist aber nicht alles, jetzt geht sie zu allen Bildern, Bilderchen und Statuettchen, die an der Wand hängen oder auf dem Tische stehen; jedes erreichbare berührt sie, gleichsam mit der Hand grüßend, mit den Fingerspitzen: „Papa! — Papa! — Papa!" Und erst wenn sie sich von allen ihr lieben Gegenständen so verabschiedet hat, verfügt sie sich an der Seite der „Toni" willig in ihr Schlafstübchen. Zum Schlafen bedient sie sich mehrerer Tüchelchen, die sie an die Wangen und an das Kinn legt. Ohne solche Tüchelchen schläft sie nicht ein. Dann will sie zum Einschlafen ihr Cigarl haben — den Saugstoppel, auch wenn er trocken ist.

Mit einem solchen Saugstoppel im Munde stand sie eines Tages in der Kapelle, wo in einer Nische der Leichnam Christi liegt. Sie schaute eine Weile nachdenklich auf ihn hin, endlich begann sie, anfangs leise, dann immer lauter zu rufen: „Himme-

Vata, steh auf! Himme-Vata, steh auf!“ Als der Himmel-Vater aber immer schlief, wollte sie ihm den Saugstoppel in den Mund stecken, worauf ihr größeres Schwesterlein, die Grete, sprach: „Pst! Laß ihn schlafen! Er ist müde geworden beim Welterschaffen!“

Eines Tages wurde ein neugeborenes Kind ins Haus gebracht, an welchem wir Patenstelle zu vertreten hatten. Der Martha wurde schon im voraus gesagt: „Eine große Puppe kommt!“ Sie freute sich sehr auf die große Puppe, würde sie nehmen und schaukeln und allerlei Kurzweil mit ihr treiben. Als sie nun aber dem kleinen Wesen ins rote Lärvchen sah, und wie es bei geschlossenen Augen und mit aufgesperrtem Mäulchen krächzte, da machte unser Dirndel ein überaus erschrockenes Gesicht, rührte das Kleine mit keinem Finger an, barg ihr Haupt endlich am Busen ihrer Toni und hub an zu schluchzen. — Eine Puppe erwarten und ein wirkliches kleines Kind sehen, ich glaube, das war eine ihrer größten Enttäuschungen.

Daß ein Mensch von zwei Jahren mit nichts eigentlich in Staunen zu setzen ist, das weiß man. Er kann erschrecken, er kann verblüfft sein; aber sich über etwas wundern, das kann er nicht, etwas unbegreiflich finden, das wird er nicht, weil er von einem Begreifen oder Nichtbegreifen überhaupt nichts weiß, weil ihm die Thatsache als solche genug ist. Als die kleine Martha den ersten Eilzug vorbeisausen sah, machte sie große Augen und horchte; als er vorüber war, ging sie wieder an ihr Blumenpflücken — und nichts weiter.

Das ist ein Menschenkind. So fängt es an. Und was noch kommen kann und kommen muß, es weiß noch nichts davon. Was da ist, es denkt über nichts, es staunt über nichts, es ist ihm alles selbstverständlich. Es weiß nichts von einem Anfange, es weiß nichts von einem Ende, es ist, und damit Punktum.

Die große Reise mit dem kleinen Dirndel.

Seit Wochen war von der Reise gesprochen worden. Ich weiß nicht mehr, welch edle That die dreijährige Martha ausgeführt hatte, ich glaube, das Kindsbreitöpfchen hatte sie eines Tages brav bis zur Neige geleert, wofür ihr zur Belohnung die Reise in Aussicht gestellt worden war. Der Vater sollte sie begleiten. Und der Vorbereitungen gab es manche.

Endlich war der Morgen angebrochen. Als die ersten roten Sonnenstrahlen zwischen den Vorhängen zum Fenster hereinkamen, saß das weißbehemdete Dirndel schon aufgerichtet im Bette und traf Anstalten, mit einem Fingertupfer die Mutter zu wecken, daß diese den Vater wecke, daß dieser sich bereit mache, um den Eisenbahnzug nicht zu versäumen. Der Bahnhof stand zwar nur vier Minuten vom Hause entfernt und der Zug, mit dem abgereist werden sollte, ging erst um vier Uhr nachmittags; aber sicher ist sicher, mochte das kleine Dirndel denken und wollte schon in des lieben Herrgotts Früh auf den Bahnhof. Die zwölf nun folgenden Stunden mußten wohl schrecklich gewesen sein für das arme Kind! Kein Essen mehr, kein Spielen, kein heiteres Umherlaufen wie sonst. Immer auf dem Fenster hockend, den Blick nach dem Bahnhofe, immer wieder die gefüllte Reisetasche musternd, ob das strohgelbe Überröcklein, und das weiße Taschentüchlein und das Mohnkipfel und das Geldtäschchen noch drin wären. Immer in aufgeregtem Geplauder mit Vater oder Mutter oder Geschwister die kommende Reise besprechend und aufzuckend, so oft ein Eisenbahnzug pfiff! — Armes Kind, das du alle Foltern des nervösen Reisejahrhunderts schon so früh verkosten mußt! Thörichte Eltern, die so ganz überflüssiger Weise solche Erwartungen wecken, solche



Spannungen erzeugen, in der zwar sehr philosophischen, aber sehr dummen Absicht, das Kind alle Freuden der Hoffnung Erwartung genießen zu lassen, weil die Hoffnung ja gewöhnlich glücklicher mache, als die Erfüllung selbst."

„Aber Vater!" fragte Martha, „wo ist denn das Mürzzuschlag?"

Nahm der Vater sie an der Hand, führte sie vor das Haus, zeigte mit dem Finger dorthin, wo in weiter Ferne die blauen Berge stehen:

„Siehst du die Berge, mein Kind?"

Die Kleine sperrte die runden Blauäuglein sehr weit auf, gestand aber endlich, daß sie keine Berge sehe. Und es war sonst weitum gar nichts zu sehen, als lauter Berge. Sie schaute nämlich auf die angrenzende Wiese, wo die weißen Schlüsselblumen, die gelben Löwenzähne und der rote Klee standen, das waren freilich keine Berge. Sie konnte ja nicht ahnen, wie groß die bevorstehende Reise war und wie weit man auf dem schnellen Eisenbahnzuge kommt in zwanzig Minuten.

Von Mittag an war die Martha vollkommen gerüstet, die gepackte Tasche in der Hand, stand sie an der Thür und rief immer: „Komm, Vater!“ Endlich war's zum Abschiednehmen. Mutter und Geschwister standen alle herum, daß sie den kleinen Liebling küßten, ehe er das erste Mal so weit hinauszog in die Welt. Die Martha zeigte für dergleichen Sentimentalitäten nur wenig Sinn und that die Verwandtschaft auffallend rasch ab. Dann lag ihr Händchen schon in der meinen, und wir schieden. Vielstimmig hallte uns noch ein fröhlicher Wunsch auf glückliche Heimkehr in zwei Stunden. Denn zwei volle Stunden sollte die Reise währen, und die Kleine hatte versprochen, jedem ein Andenken mitzubringen aus Mürzzuschlag.

Und so hat sie hochgetragenen Herzleins ihr Vater- und Mutterhaus verlassen, das erste Mal im Leben.

Wer die Kindesseele kennt und diese sehr merkwürdige Geschichte bis hieher gelesen hat, der weiß, was kommen muß. Ich wußte es nicht. Noch auf dem Wege zum Bahnhofe war ich bestrebt, meiner Reisegefährtin die wichtigen Dinge zu zeigen, an denen unsere Straße vorüberzog: den Ameisenhaufen, die Forellen im Bach, einen kleinen falben Hund, der uns anschnupperte, und den Schalter endlich, wo man Geld hineinsteckt und Fahrkarten dafür herauskriegt. Für alle diese Dinge zeigte die kleine Martha das höchste Interesse, und als am Bahnhofe gar ein barfüßiger Junge war, der ein Kaninchen auf dem Arme trug, dem Tierchen auf die Schnauze blies und vorüberlaufend auch der kleinen Martha ins Gesicht pfauchte, da waren der Erlebnisse schon so viele und große, daß sie nach Hause wollte, um die Abenteuer der Mutter zu erzählen.

Endlich schellte die Glocke, was auch wieder sehr merkwürdig war, und der Zug dampfte heran.

Die Kleine hatte bei allem bisher, was wir gesehen, gefragt, warum und wieso, und alles wurde des eingehenden besprochen. Nun Größeres anhub zu geschehen, wurde sie schweigsam. Wir stiegen in ein leeres Gelaß und als der Schaffner unsere Karten verlangte und beschädigte, machte sie große Augen und schaute mich an. Erst meine volle Gleichgiltigkeit diesem Anfalle gegenüber beruhigte ihr erschrockenes Gemüt. Von unserem Hause her winkten sie mit weißen Tüchern, die Martha erwiderte diese letzten Grüße aus der Ferne mit lebhaftem Schwenken ihres Tüchleins und war nun etwas verblüfft, als das Haus immer mehr zurückglitt und endlich anstatt seiner nur Felder und Bäume da waren. Zum Fenster vor sich hinausschauend sagte sie plötzlich: „Vater, der Weg rinnt!" Ja, er rann rasch und heftig wie ein Wildbach zurück und nun bemerkte sie auch, daß die Bäume und Häuser flogen. Ich war kindisch genug, dem dreijährigen Kinde zu erklären, daß nicht die Gegend gehe, sondern der Eisenbahnzug, in dem wir saßen. Darauf legte sie nicht viel Gewicht. Als der Zug in Langenwang stehen blieb, wollte sie aussteigen und war etwas betroffen zu hören, daß hier noch nicht Mürzzuschlag wäre.

Auf der weiteren Strecke ereignete sich nichts Merkwürdiges mehr. Das Dirndel schaute schweigend zum Fenster hinaus und ich merkte, wie sich sein Gesichtlein veränderte. Es war nicht so wie daheim und ich konnte doch nicht finden, was sich geändert hatte, ein fremder Ernst hatte sich darauf verbreitet.

Endlich am Ziele stiegen wir aus. Der Zug ging zur größten Verwunderung der Kleinen noch weiter. Ja, wohin denn? Geht da die Welt immer noch weiter? Ist weiterhin denn noch ein Mürzzuschlag? — Ich führte sie an ihrem weichen Händchen durch die Menschenmenge hinaus, wobei die kleine Martha die Erfahrung

machte, daß es Leute giebt, die sich nicht scherzend und herzend zu ihr niederbeugen, sondern achtlos, drängend und stoßend an ihr und über ihr vorbeigehen. Manchmal blickte sie besorgt auf, ob an der Hand, die sie führte, wohl noch der Vater wäre. Als wir auf die freie Gasse kamen, wo ringsum die Häuser standen, blickte die Kleine um sich und fragte: „Wo ist Mürzzuschlag?" Sie konnte kaum begreifen, daß wir mitten drin waren, sie hatte sich unter Mürzzuschlag wohl etwas ganz anderes vorgestellt, vielleicht einen Korb mit Rosen, vielleicht ein Rad mit Fähnlein, vielleicht ein vom Himmel herabhängendes buntes Seidentuch, vielleicht einen Altar mit goldenen Engeln und brennenden Kerzen; und anstatt derlei oder anderlei waren hier Straßen und Bäume und Häuser wie überall, nur ein hoher schwarzer Berg schaute herein über den Häusern, wie er daheim nicht war. Alsogleich gingen wir zum Obstkrämer, um für die Daheimgebliebenen Andenken zu kaufen, rote und schwarzglänzende Knötlein auf langen Stengeln, die freilich nur geringe Hoffnung aufkommen ließen, daß sie als Andenken lange währen würden — sie waren viel zu süß. Die Martha versuchte aber nicht ein einziges Kirschlein, alle wollte sie heimbringen für die anderen. So faßte sie das Päckchen mit beiden Armen und preßte es mit ausgespreiteten Fingerlein an seine Brust und sagte: „Vater, jetzt gehen wir heim!"

Weil der nächste Zug abgewartet werden mußte, so hatten wir Zeit, die weite Welt noch eine halbe Stunde anzuschauen. Aber die Kleine wollte nur mit mir allein sein, sie wollte in kein Haus gehen, nirgends hin, wo Leute wären, denn nicht die Häuser und die Wägen und die Hunde auf der Straße mochten sie fremd anmuten, wohl aber die Menschen, die hoch über ihrem Häuptlein mit mir redeten, und bei denen sie kaum sicher war, ob sie nicht

verhandelten darüber, daß ich sie ihnen überantworte. Denn einer war, der sagte: „Dieses saubere Dirndel wird halt müssen dableiben!“ Und die kleine Martha war in sich gekehrt und schweigsam. Endlich kamen Bekannte und geleiteten uns unter hellen Liebesbezeigungen in ihr Haus, versuchten ihr das Kirschenpäckchen aus der Hand zu nehmen, was freilich mißlang, und setzten uns gleich Kaffee und Backwerk vor. Da war es, daß die kleine Martha plötzlich meine Füße umschlang, ihr Gesichtlein mir an die Knie preßte und in ein heftiges Schluchzen ausbrach. Ein solches Weinen habe ich noch nicht oft bei Kindern gehört, und als ich ihr gleich in aller Teilnahme entgegenkam, hörte ich aus dem Schluchzen heraus nichts als: „Heim, heim!“

Alsogleich führte ich sie auf die Gasse, und auf der Bank unter einer Wildkastanie saßen wir selbander und waren bis zum Tode betrübt. In der Stockfremde! In der wilden Fremde! — Mir selbst kam das Mürzzuschlag, wo ich sonst fast täglich im heiteren Freundeskreise geradeso daheim wie zu Hause war, in diesem Augenblicke fremd und trostlos vor, etwa wie die Wüste Sahara oder die sibirische Steppe, und unerreichbar fern die liebe Heimat! Denn ich sah und fühlte es mit dem Herzen meines Kindes. In diesem kleinen hilflosen Herzen hatte sich auf die große Spannung und Aufregung hin eine Vorstellung und Stimmung festgesetzt von einer unendlichen Abgegrenztheit und Verlassenheit in der Fremde. Der Ameisenhaufen und die Fische im Bach und der falbe Hund und der Schalter und der blasende Junge und der schwarze Eisenbahnzug und der finstere Schaffner und die rinnende Straße und die fliegenden Bäume und die unheimlichen Berge und die drängenden, stoßenden Leute, und die fremden, lachenden Gesichter mit der Andeutung vom Dableibenmüssen, alles das und mancherlei anderes

stand zwischen daheim, zwischen der Mutter und dem bangenden zitternden Herzlein. — Kleiner Kinder kleines Leid, achtet mir's nicht zu gering! Es ist so groß als das eure, wenn ihr unter schwerer Unglückslast wimmert, ja es ist noch größer, weil das junge, zarte Gemüt noch nicht darauf vorbereitet, noch nicht dafür abgehärtet sein kann. Kleiner Kinder großes Leid! Achtet es nicht zu gering.

Ich trachtete mit der Kleinen bald aus der Pein zu kommen. Der kürzeste Weg auf den Bahnhof half uns zwar nichts, denn das Warten auf den Zug dort wäre eine neue Qual gewesen; wir schlugen also einen längeren ein. Dabei wurden wir schon munter, denn es ist der Weg nach Hause! Es schmeckten schon sogar ein paar Kirschlein nicht übel. Als wir durch den Baumgarten gingen und die Kleine sich durch Fragen noch versichert hatte, daß der Zug nicht davonfahren werde, guckte sie mich von der Seite an und sagte: „Vater! die Mutter hat gesagt, du sollst mich unterwegs einmal um etwas fragen. Frage mich jetzt.“ Na, das war nicht schwer zu verstehen, und ob zwar ich mich zu Hause für den Fall ein wenig hatte unterrichten lassen, kam doch ein ziemlich kritischer Augenblick, wo wir uns nicht recht zu helfen wußten. Die Kleine zeigte sich sachverständiger, unterwies mich, wie alles zu machen sei und meinte, wenn auch nicht jedes Knöpflein passe so wie bei der Kindsmagd, so mache das nichts. „Es soll halt in Ordnung sein!“ sagte ich. „Es soll schon, aber es muß nicht,“ darauf ihre Antwort. So schritt sie dann ernsthaft mit mir zwischen dem Bahnhofgedränge hin und hinten stak ein Teil des Röckleins inwendig etwas unordentlich ins Höschen gebauscht.

Endlich war die Mühsal hinter uns, der Eisenbahnzug pfiff und wir stiegen in den Waggon. Achtzehn Minuten später bereitete

ich zum Aussteigen vor. „Warum denn, Vater?“ — „Wir sind zu Hause.“ — „Schon zu Hause?!“

Auf dem Bahnhof erwarteten sie uns alle, höchlich gespannt auf unsere Reiseabenteuer. Wir erzählten nicht gar viel. Die Martha ging an der Hand der Mutter dahin, umschwirrt von den Fragen der Geschwister, ob es schön sei in Mürzzuschlag? Was sie gesehen hätte? Ob es lustig gewesen wäre? — Sie senkte ein wenig das Köpflein und sagte nichts. Allerdings, wer eine Reise thut, der weiß was zu erzählen. Aber nicht jeder thut’s.

„Sie muß sich wohl recht gut unterhalten haben,“ sagte die Mutter, „sie ist so stillvergnügt.“

„Daß sie wieder daheim ist,“ antwortete ich. Die kleine Martha teilte hernach würdevoll ihre Kirschen aus, eilte dann an ihr Gartenbeetlein, wo sie eine niedliche Erdbeerenzucht hat, grub und jätete emsig mit den kleinen Händlein, und von der großen Reise war keine Rede mehr.

Mir aber bleibt dieselbe um so merkwürdiger, je weniger sich dabei zugetragen hatte. Ich war ein klein bißchen klüger, als zwei Stunden zuvor. Das Reisen bildet!



Wie bin ich auf die Welt gekommen?

Im Sommer, wenn's recht heiß ist, legt man sich nach dem Mittagsessen gern ein wenig in die Laube auf die Bank. In der grünen schwülen Dämmerung, die dort und da von einem grellen Sonnenfunken durchbrochen ist, ruht man wie Adam, solange er noch alle Rippen an sich hatte.

Doch hat sich's bei mir an diesem Tage bald anders und auch anmutig gespielt in der Laube. Meine zwei Töchterlein kamen herbeigeschlichen, die vierjährige Martha und die eilfjährige Grete. Die eine hatte ein elfenbeinernes Kämmlein in der Hand, um mir das Haar zu strählen, die andere hatte ein Felberzweiglein, um mir die Fliegen abzuwehren. Denn manchmal läutete eine Humme herum über dem Haupte, oder ein fein summendes Mücklein kreiste um die Nase. Die zwei Dirnlein waren anfangs, als sie merkten, daß ich schlafen wollte, bei ihren Beschäftigungen ganz still gewesen, als sie aber sahen, daß ich die Augen schloß, begannen sie leise zu flüstern: sachte wurden sie ein wenig vernehmlicher, so daß — wie fest ich auch „schlummern" mochte — mir kein Wort entging. Nachdem die kleine Martha so eine Weile an meinen Haaren, an der Stirn und den Ohren herumgethan hatte, fragte sie plötzlich die gegenübersitzende Grete: „Du, wie bin ich denn hergekommen?"

Die Grete ist ein träumerisches Geschöpf, oft in sich versunken und Gedanken spinnend. Wird sie plötzlich angesprochen, so erschrickt sie und giebt verkehrte Antworten. Wenn sie sich aber sammeln kann, dann sagt sie manchmal ein krauses Wort, wie es zwar im Alltage nicht viel Giltigkeit hat, und doch ist es wundersam wie Vogelstimmenkunde, wer es versteht. Langsam ward sie

nun inne, was das Schwesterlein so plötzlich und unvorhergesehen gefragt, aber sie schaute nur verwundert drein. Da fragte die kleine Martha noch einmal: „Wie bin ich denn auf die Welt gekommen?"

Und jetzt antwortete die Grete: „Der liebe Gott hat dich halt vom Himmel herabgethan."

„Hat er mich herabgeworfen? Und habe ich mich nicht totgefallen?"

„Weißt, Martha, das ist so gewesen," begann nun Grete. „Der liebe Gott sitzt im Himmel oben auf einem Wolkenhaufen und hat ein goldenes Gewand an und einen langen, schneeweißen Bart, und um und um fliegen Engelein, große und kleine, die haben ganz runde Füßlein und goldene Flügel, und thun dem lieben Gott das Haar krauen und den langen Bart und singen ihm was vor. Und einmal, wie sie wieder so um ihn her sumpern, streift der liebe Gott mit der Hand rasch durch die Luft, wie wenn er Fliegen wollt' fangen, da hat er auch schon was in der Faust und das ist ein winzig kleines Engelein. Er macht die Faust ein bissel auf, daß man hineingucken kann, wie das drinnen herumkrabbelt und sagt zu ihm: Kleines Engerl, du sollst auf die Welt hinab kommen. Ich bin gebeten worden, daß ich ein Kindel schick'. — Ich mag aber nicht, sagt das Engelein, auf der Welt unten ist's nicht lustig, das hat die Trauderl gesagt, die schon einmal unten gewesen ist. Da hat's so einen scharfen Sand auf der Welt unten, wenn man barfuß gehen will; und wenn man sich den Kopf wo anstoßt, so thut's weh; und wenn man sich Stachelbeeren pflücken will, sticht ein Dorn, und wenn man beim Wasser Mühlradel spielt, wird man ganz naß am Kleidel und Schürzel und nachher kriegt man von der Mutter Wix Wix!





Nein, ich mag nicht hinab. — Sagt der liebe Gott: Jetzt laß einmal meinen Bart aus und zupf nicht und los', was ich dir sage. Auf der Welt unten, wo du hin sollst, haben sie ein weißes Kaninchen mit roten Augen, das steht auf den Hinterbeinen und schnappert mit dem dreispaltigen Schnäuzlein, wenn ihm das kleine Dirndl Klee vorhält."

„Bin das ich?" fragte die kleine Martha drein. „Warte nur," fuhr die Grete fort. „Und nimmt das Engelein jetzt den lieben Gott um den Hals und sagt: Ja, ich gehe schon hinab. — Nicht so hitzig, kleines Ungetüm, ich krieg' ja keinen Atem! ruft der liebe Gott, und ich will dir wen mitgeben, der drauf schaut, daß dich die Dornen nicht stechen und die Steine nicht kratzen und daß du den Kopf nicht anstoßest und nicht ins Wasser fällst. — Ein Kindsmädel? fragt das Engelein. — Nein, einen Schutzengel, sagt der liebe Gott und thut einen Pfeifer. Da flederitzen alle Engelein herbei und ruft der liebe Gott eins hervor: du dort, mit dem krausen Haar! Du bist klug und geschickt, du sollst der kleinen Martha ihr Schutzengel sein auf der Welt."

„Bin ich es?" schreit die kleine Martha freudig erschrocken drein.

„Pst! Du wirst den Vater aufwecken!" flüstert die Grete. „Du mußt ruhig sein, sonst erzähle ich nicht weiter."

„Du bist lieb, Greterl, du kannst so schön Geschichten erzählen!" schmeichelt die Kleine und streichelt sie mit zartem Händchen an der Wange.

„Hat sich nachher," fährt die Grete fort, „der liebe Gott besser zurecht gerückt auf seiner Wolke, hat einen langen Stock genommen und damit durch die Wolken ein Loch gemacht: Jetzt, Martha, guck' einmal hinab. Deine Mutter hab ich dir ausgesucht, dort

unter dem Kirschbaum die junge blasse Frau mit den schwarzen Augen, das ist sie. Und den Vater kannst du dir wählen. Guck einmal. Dort der große Herr mit dem langen roten Bart, der hat ein schönes Schloß, Roß und Wagen und viel Geld, magst du den zu deinem Vater? — Den mag ich nicht! sagt die kleine Martha. — Gut, sagt der liebe Gott, dort ist ein anderer. Der schöne Mann mit dem schwarzen Schnurrbart und dem langen tscheppernden Säbel. Der ist ein tapferer Mann und kriegt bald einen Stern auf die Brust, den wirst du doch mögen. — Ich mag ihn nicht! sagt die kleine Martha. — Dummes Mädel! brummt der liebe Gott, daß du mir den feinen Offizier stehen läßt! Du willst also gewiß den jungen Schäfer mit dem langen Stab, der dort auf der grünen Au die Schäflein weidet. — Den mag ich auch nicht, sagt die kleine Martha ganz leise. — Dann such' dir selber einen! sagt der liebe Gott verdrießlich. — Das Dirndel luget unter den Leuten herum und schüttelt so den Kopf. Auf

einmal sieht es in der Laube Einen liegen, der hat ein schmales Gesicht und eine weiße Stirn, der schaut aus, als thät' er gut sein und den will es zum Vater haben. — Den kannst du schon haben, drauf der liebe Gott, aber ich sage dir nur, gar viel große Herrlichkeit wirst du bei dem nicht haben, er ist ein Dichter. Aber ich will dich segnen, wenn du ihn nimmst und ich will ihn segnen, wenn er dich zu seinem Kindlein bekommt. Und wie der liebe Gott so geredet hat, da thut er wieder einen Pfeifer und sind auf einmal allerhand Tiere da: Lämmer, Kälber, Hirsche, Schweine, Tauben, Löwen, Katzen und Störche. Und zu einem langbeinigen Storch sagt er: Du großer Vogel, du! nimm dieses Kindlein her und trage es hinab zur Frau, die unter dem Kirschbaum sitzt. Kaum daß die Frau noch geschwind das Schürzel aufhalten kann, liegst du schon drinnen und der Vater steht dabei und ruft hell aus: Ei, ei, das ist ja unsere kleine Martha! — Und so, mein Schwesterl," flüstert die Grete, „so bist du auf die Welt gekommen. Pst, hör' jetzt auf zu strählen, er schläft!"

Dann sind sie auf den Zehenspitzen davongeschlichen. Ich liege allein in der Laube mit der grünen Dämmerung und den Sonnenfunken und ich weiß nicht, ist's ein Wachen gewesen, oder ein Träumen.



Die Geschichte vom Lamperl.

„Kaffns a Lampel, gnä Herr!“ rief über den Gartenzaun ein altes Weib herein und gleichzeitig hörte man das Blöken eines weißen Lämmchens, das, an den vier Füßen zusammengebunden, in den Armen der Alten hockte. „Mir sein jo mitanond in d'Schul gongan, gnä Herr!“ fuhr sie fort, und also fiel das „alte Weib“, welches ich ihr heimlich zugedacht, als alter Mann auf mich zurück.

„Wohin wollt's denn mit dem Vieherl?“

„Na, holt vakaffn. Zan Kreuzwirt will ih's trogn, wan mas da gnä Herr nit ohkafft. Wuhlfeil gieb ih's her.“

„Määh!“ machte das Tier zu mir herüber und spitzte die Ohren.

Nun wußte ich's wohl, wie beim Kreuzwirt solche Gäste behandelt werden, und daß dies kaum fünf Wochen alte Wesen schon sollte sterben müssen, bloß um einmal den Magen von ein paar Fressern zu füllen, das ging mir nicht ganz nach den Naturgesetzen.

„Määh!“

„Gengens, kaffns ma's oh!“

„Was wollen Sie dafür?“

„Zwoa Guldn vierzig Kreuzer und a Taufn.“

„Na versteht sich," mischte sich nun die Hauswirtin ein, „so ein Kletzerle um zwei Gulden! Das wäre noch schöner. Die Hälfte, wenn Sie wollen."

„Na wul nit, Frau Muada, da trog ih's liaba wieda hoam. Va Jouglloud is s her, a saubers, a foasts Lampel. Gscheidaweis: an Guldn sechzg und a Jausn. Gengens, Frau Muada, nehmens as!"

Sie wurden einig. Die Händlerin bekam ihr Geld, ihr Glas Wein mit Brot. Das Lamm wurde auf den Rasen gelegt, ich durchschnitt seine Bande, da sprang es auf und sauste wie ein Pfeil durch den Garten hinab. Im äußersten Winkel, im Heckenstrauch, wo man nicht mehr weiter kann, stand es still, starrte mit Entsetzen auf mich her und blökte dann dem Weibe nach, als es davon ging.



Ich ging Schritt für Schritt langsam hin und machte

meine ersten Belehrungs- und Bekehrungsversuche. „Tschapperl!" rief ich ihm kosend zu, „vor mir davonzulaufen! Ich bin ja dein größter Wohlthäter. Zum Fleischhauer wollte sie dich tragen. Du kannst dir's denken. Deine Voreltern sind wohl auch an dieser Bacille gestorben — am Fleischhauer. Solche Erblichkeit wollen wir abbringen. Ich habe Kinder — ganz kleine und etwas größere, und von diesen Leutchen sollst du dich gern haben lassen und ihnen gute Sachen aus der Hand fressen und die übrige Zeit kannst du im Garten herumlaufen und treiben, was du willst. Sogar das Fliederlaub darfst du abbeißen und den Rosenstock benagen, wenn es dir Spaß macht. Man bekommt ohnehin selten so ein Wesen, dem man's recht gut sein lassen könnte und ein bißchen Genugthuung leisten dafür, was euresgleichen von unseresgleichen Schlimmes zu leiden hat. Also sei klug, du, du! — Ei, wie willst denn heißen? Leanda, wenn du magst, ja?"

„Määh!" antwortete es, und als ich nahe gekommen war und schon meine Arme ausstrecken wollte, um es zu nehmen und zu herzen, da machte es einen hohen Sprung und in wilder Hast davon.

Nun kamen die Kinder und die Dienstboten und wollten es fangen. Na, da habe ich erfahren, um wieviel ein fünf Wochen altes Schaf klüger ist als sechs Menschen, wovon drei bei vollem Gebrauche ihrer Vernunft sind. Der erste strategische Grundsatz des Lämmleins war: möglichst fern von den Feinden zu sein. Wo es aber in die Enge getrieben wurde, in eine Ecke, da wartete es ja nicht so lange, bis wir den Halbkreis geschlossen hatten, sondern brach beizeiten durch. Ich erhaschte schon seinen Fuß, da stürzte es nieder und stieß einen nachgerade menschlichen Schrecklaut aus, daß ich losließ und Leid hatte darüber, daß wir das Tier aus

lauter Liebe so hetzen mußten. Weiter hin, mitten auf dem Anger blieb es wieder stehen, voll Schreck auf uns herstarrend, an allen Gliedern zitternd. Unser kleinstes Mädel suchte es zu beruhigen, indem das Kind in der Bauernsprache — hochdeutsch mutete die Kleine dem Lamm gar nicht zu — auf das überzeugendste dar-



that, wir wollten es ja nicht abstechen, sondern nur ein wenig streicheln und ihm dann Milch zu trinken geben, und ein rotes Seidenbändel um den Hals binden, worauf es sehr schön sein werde. — Es half alles nichts, das Lamm zitterte weiter und hielt uns offenbar für das größte Unglück seines Lebens.

„Määh! Määh!“ So rief es um Hilfe, und der Schöpfer stieg nicht herab vom hohen Himmel, um das unschuldige Lamm von seiner Todesangst zu befreien. So beschlossen wir, von unserem

Versuche, es zu erwischen, abzustehen, das Tier im Garten sich selbst zu überlassen, damit es sich ein wenig erhole.

Am untersten Ende des Gartens ist ein kleines Thörchen auf die Straße hinaus. Kein Mensch und kein Schaf hatte es dem Lamme gesagt, daß man hier möglicherweise entkommen könne, aber es stellte sich knapp an dieses Thörchen und verharrte dort den ganzen Vormittag. Hätte es mit dem Kopfe nur ein bißchen angetaucht an dem Holzgatter, so wäre es in der weiten freien Welt gewesen, aber hier war der Schafsverstand zu Ende, und auch nicht der geringsten Gewaltthätigkeit fähig war unsere gefangene Leanda. So oft draußen Kühe, Ochsen und auch Wagenpferde vorbeikamen, blökte das Lamm zum Erbarmen; diese Wesen waren ja doch auch nicht seinesgleichen, aber als Vierfüßler standen sie ihm näher, als wir schrecklichen Ungeheuer auf zwei Beinen. Nur als ein großer Fleischerhund herankam, schoß das Lamm neuen Entsetzens voll durch den Garten hinauf und gerade der Laube zu, wo ich saß. Als es auch hier wieder den vermeintlichen Feind bemerkte, gab's dem armen Tier einen so heftigen Riß, daß es bei dem Sprunge seitwärts zu Boden stürzte und überschlug.

Mich fing's schon an zu reuen, das Lamm gekauft zu haben. Nun hätte es alles überstanden, wäre erlöst von diesem Dasein in fremder Gefangenschaft.

Die Nacht über verbrachte das Tier in einer Holzhütte, wo ihm ein Strohlager bereitet worden war. Unser Dirndel hatte Backwerk auf das Stroh gethan und auf den Rat der geschmackkundigen Köchin eine Hand voll frischen Klees. Aber am Morgen, als das Lamm wieder voller Aufregung im Garten umherlief, war das Backwerk noch auf dem Stroh und der Klee noch

— die Leanda hatte sowohl Nachtmahl als Frühstück verschmäht. Sie hatte seit länger als vierundzwanzig Stunden, als sie bei uns war, noch kein Halmlein verzehrt, kein Blättchen genascht, und doch gab es der fetten und wohlriechenden Kräuter wunderviel im Garten. Am Zaune stand es, auf die Straße schaute es hinaus, auf die blauen Berge blickte es hin, hinter welchen seine Heimat war — und weinte: „Määh!“

Mir war nachgerade bange. Da heißt es immer, die Tiere wären so große Materialisten. Warum ließ es sich denn also nicht wohl sein in dem Paradiese, wo ihm die auserlesenste Nahrung winkte, wo es nicht bedroht war von der Rute des Schäfers, wo es vielmehr gehalten wurde „wie ein Kind vom Hause“! — Und siehe, alles das war ihm nichts. Sehnsucht nach Mutter und Geschwister beklemmte sein Herz, Heimweh nach den ersten Fluren seiner Kindheit quälte die Seele. „Määh!“ schluchzte es mit gebrochener Stimme über den Zaun hinaus. — Hätte ich die Gefilde seines engeren Vaterlandes genau gekannt, ich würde es hingetragen und den früheren Eigentümer für Geld und gute Worte bewogen haben, das Lämmel wieder aufzunehmen in seine Herde. Weil ich zeitweise an die Seelenwanderung glaube und thatsächlich im geistesabwesenden Zustande meine durchgebrannte Seele schon in anderen Wesen ertappt habe, so kam es jetzt wirklich heraus, als ob ich selber in dem weißen Lamm stäke und Heimweh hätte. Und schließlich, wenn man's recht betrachtet, es kommt auf dasselbe hinaus — ob dieses Wesen leidet oder ein anderes — **Wesen ist Wesen und Leiden ist Leiden.**

Die Kinder hatten mit dem Lamme nur in respektvoller Ferne verkehrt und freuten sich schallend, wenn das Tier endlich einen Grashalm abknusperte oder vom Flieder ein bißchen Salat

nahm. Am dritten Tage blökte es auch nicht mehr und ließ uns schon um ein paar Schritte näher an sich herankommen, so daß wir Hoffnung hegen konnten, es würde die neue Heimat schließlich anerkennen. O der eitlen Träume! — Gegen Abend dieses Tages war rings um das Haus ein gellender Aufruhr, die Kinder und die Dienstboten schossen planlos hin und her. Nur die Hauswirtin stand ruhig mit in die Seiten gestemmten Armen da und sagte: „Na, jetzt habt's es. Jetzt haben wir wieder einmal um einen Gulden und sechzig Kreuzer zu viel gehabt!"

Die Leanda war weg! — Alle Thore und Thörchen waren zu, sie war weg, alle Winkel und Büsche wurden durchsucht, sie war weg und sie war weg. Den ersten Ton des Jammergeschreis erhob die kleine Martha, bald stimmten auch die anderen ein. Durch die Zaunspangen mußte das Lamm sich durchgezwängt haben auf die Straße hinaus. Aber in der weiten, bösen Welt war das unerfahrene Geschöpf verloren, das sagten wir alle. Der große Fleischerhund war wieder gesehen worden und der hatte sich im Vorübergehen gewiß nicht lange besonnen, den Isegrimm zu vertreten.

Am nächsten Tage war schwere Trauer. Der Knabe hatte aus zwei Brennholzscheitern ein Kreuz zusammengebunden, und das wurde im Garten aufgerichtet, an der Stelle beim Fliederbusch, wo das Lamm am liebsten gewesen. Das Dirndel — ist mir gesagt worden — soll sogar niedergekniet sein und ein Vaterunser gebetet haben für „die heilige Leanda im Himmel". Und als die Trauerfeierlichkeit zu Ende war, rief auf der Straße draußen jemand: „Määh!"

„Die Leanda! Die Leanda!" schrie alles, was Atem hatte, und eilte dem Thörchen zu, um es zu öffnen. Das Lamm stand

schon davor, lief nicht davon, als wir nahten, sondern schlüpfte in den Garten. Wie das Tier es eilig hatte, hereinzukommen! Wie es mager war! Wie es sich an meine Füße schmiegte und am ganzen Körper zitterte! — Es scheint, mein Lämmlein, du hast seit gestern Abenteuer erlebt! Die Wolle dünkt mich, ist zerzaust, das linke Bein, scheint mir, ist ein bißchen blutig, und das rechte Ohr — „Christi Heiland!“ schrie die Hauswirtin, „der Ohrwaschelfetzen hängt herab!“ Und es war so. Und das Ganze sah gerade aus, als sei die Leanda ein Glückskind, weil sie aus Not und Gefahr sich wieder zurückgefunden hatte in dieses friedsame Eden. Aufgenommen wurde das Lamm wie der verlorene Sohn, es konnte auf einmal nur nicht alle Arme befriedigen, die sich nach ihm aufthaten; ohne Umstände ließ es sich herzen, und die Scheu war fort. Ohne Zweifel hatte es in den vierundzwanzig Stunden ganz andere Feinde kennen gelernt, als wir waren.



Nun bekam die Leanda ein Bad, so daß ihre Wolle schön milchweiß ward, und sie ließ es geschehen, wenn man in der zarten Wolle kraute, ja

blickte treuherzig drein, schnupperte jeden an, ob er nicht etwa zu essen wäre, und bald war es schwer, das Tier von unseren Fersen zu bringen. Das eine Mal lief es Dem nach, das andere Mal einem Anderen. Manchmal machte es einen hohen Sprung und schaute uns dann an, was wir wohl dazu sagten. Manchmal fing es mit der kleinen Martha Händel an, begann an ihrem Schürzlein zu fressen, so daß das Kind in Todesangst anhub zu schreien, weil es fürchtete, mit Haut und Haar aufgezehrt zu werden. Schlimmer war's, wenn es wie ein Bock mit dem Köpflein stieß, worauf die Hauswirtin einmal sagte, das Wesen wachse sich noch zu einem Unband aus und man solle es lieber beizeiten töten, später wisse man nicht, ob es zu bewältigen sein würde. Dieser Vorschlag wurde im Rate der Kinder zuschanden gestimmt, selbst die kleine Martha schrie aus Leibeskräften, totmachen dürfe man die Leanda nicht.

Wenn das Lamm keinen Menschen in der Nähe sah, so hub es an zu blöken. Wenn ich in der Laube versteckt saß, machte ich mir gerne den Spaß, das Blöken nachzuahmen, wodurch das seine natürlich gesteigert wurde. Einmal hörte ich es hinter dem Busche wieder blöken. — „Määh!" sagte ich. — „Määh!" rief es drüben. Ich wiederholte es, drüben auch. So trieben wir's über eine Viertelstunde, denn ich wollte just wissen, wie beharrlich das kleine Schaf an mein falsches Lammgeschrei glauben würde. Da rief plötzlich zum Fenster die Hauswirtin heraus, ob wir — der Alte wie der Junge — denn närrisch geworden wären, daß wir uns die längste Zeit gegenseitig anplärrten? — Und jetzt offenbarte es sich, daß mein Knabe Hans hinter dem Busch war, und daß wir einer den anderen für die Leanda gehalten hatten. Die wirkliche Leanda saß dieweilen in ihrem Ställchen, emsig beschäftigt mit

Wiederkäuen. Da war mir einen Augenblick ein bißchen ungleich zu Mute, wieder so etwas wie Seelenwanderung spürte ich, aber nicht als ob meine Seele in den Schafleib gekommen wäre, sondern umgekehrt.

„Ja, ja!“ rief die Wirtin aus, „wir werden noch alle Schafe, wenn es so weitergeht! Und daß das Vieh über die Stiegen heraufsteigt in die Zimmer und bei Tische teilnimmt wie ein leibhaftiges Familienmitglied! Meiner Tage hab' ich so was Dummes nicht gesehen!“

Und es war so. Es war ja allemal so, wie die Hauswirtin sagte, sie hatte immer recht. Die Leanda saß wirklich bei Tische zwischen mir und dem Hans, beteiligte sich aber nur beim Salat an unserem Mahl; für alles andere dankte sie, weil sie ihren vegetarischen Grundsätzen nicht untreu werden wollte.

Und als die Freundschaft zwischen der Leanda und uns dick wie ein zweifaches Glockenseil geworden, war der Sommer aus. Die Tage wurden kurz, den ganzen Vormittag lag der graue Nebel über der Gegend, oder der frostige Reif. Wir packten zusammen, um in die Stadt zu übersiedeln. Und die Leanda? Die Frage durfte gar nicht aufgeworfen werden, ohne daß sich bei den Kindern ein Geschrei erhob. Die Leanda geht mit! — Sie geht mit! — Sie geht mit! Sie wird die drei Treppen des Stadthauses hinaufsteigen! Sie wird im Schlafzimmer ihren Stall haben mit Stroh und Klee! Sie wird, wenn Besuch kommt, in den „Salon“ heraustrappeln und „Määh!“ sagen! — Nein, das geht nicht. Das Lamm geben wir dem Grögerbauer, daß er es den Winter über füttere, und im Frühsommer, wenn wir wiederum kommen, giebt's ein frohes Wiedersehen.

Selten habe ich etwas so schwer durchgesetzt, als dieses Gesetz,

mit einem ansehnlichen Faustschlag auf den Tisch habe ich die gährende Revolution unter den Kindern niederschlagen müssen. Endlich alles in Ordnung. Der Abschied von der Leanda war vorüber; er war unbeschreiblich rührend gewesen, und darum beschreibe ich ihn nicht.

Um den Eilzug benützen zu können, mußten wir am nächsten Morgen schon zur frühen Stunde das Sommerhaus zusperren und verlassen, so daß es nach dem verhallten fröhlichen Lärm in Dunkelheit und Nebel still und einsam dastand, wie es dastehen wird über den langen Winter hin. Eine Minute hielt der Zug am Bahnhofe, rasch stiegen wir ein mit Kind und Kegel, und als die Räder schon rollten, deklamierte der Hans voller Wehmut zum Fenster hinaus in den nebelgrauen Wintermorgen:

„Lebt wohl, ihr Matten,
Ihr sonnigen Weiden,
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin!"

„Määh!" machte es plötzlich zu meinem grenzenlosen Schreck. Im Coupé unter der Sitzbank hockte das weiße Lämmlein. Natürlich erhoben die Kinder wieder ihr Freudengeschrei, ich aber sah die Geschichten, die nun kommen mußten. Sie kamen sehr bald. Als der Schaffner zur Kartenkontrolle erschien, waren wir freilich auf das zuvorkommendste bestrebt, seinen Aufenthalt in unserem Gelasse so sehr als thunlich abzukürzen, allein bevor er noch seinen Fuß in das andere Coupé setzen konnte, gab die unglückselige Leanda von ihrem Dasein Zeugnis. Ich natürlich sofort ein offenes Geständnis und eine deutsame Bewegung mit ein paar Fingern; doch der Schaffner blieb ein Weilchen ratlos. Für Hunde und Katzen, selbst für Hühner- und Vogelkäfige war er vorbereitet, allein das meckernde Lamm brachte ihn völlig aus der

Fassung. Endlich, als meine Fingerbewegung wiederholt war, meinte er, zum Fenster hinauswerfen könne man das Tier doch nicht; der Oberinspektor finde sich zum Morgenzuge selten ein, und so möge das Lamm denn einstweilen bleiben wo es sei — nämlich im Coupé unter der Sitzbank. Das Verhängnis aber vollzog sich schnell, denn schon in der nächsten Station, von der aufgehenden Sonne anmutsvoll beleuchtet, stieg der Oberinspektor in den Zug. Wenn ich das stets mit seiner schönen Stimme staatmachende Tier mit einem einzigen Fußtritte hätte stumm machen können, zum Mörder wäre ich geworden in derselbigen Stunde.

„Was? Wem gehört dieses Ungetüm?" schrie der Inspektor.

„Herr," antwortete ich, denn nun war's schon alles eins, „ein Lamm ist kein Ungetüm, wenn sich aber der Herr davor fürchtet, so leg' ich's an einen Strick!"

Das ließ sich der Mann natürlich nicht bieten. Mit entschiedener Hand griff er nach dem Kragen des Tieres und damit gegen das Fenster. Es bedurfte einer gründlichen Änderung meines Benehmens, bis er's endlich gestattete, daß das Lamm sich draußen auf der Plattform aufhalten könne bis zur nächsten Station. So stand ich denn vor dem Coupé auf der Plattform und hielt das Lamm auf den Armen, fest entschlossen, dieses Tier, welches sich uns so rührend anvertraut hatte, und den Winter wie den Sommer mit uns verleben wollte, bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Einstweilen blickten wir träumerisch in die Gegend hinaus. Ein gilbender Buchenwald glitt an uns vorbei, dann kam eine Wiese, wo Mähder das Herbstgras schnitten, dann kam ein Bach und eine Mühle, dann kam ein Bauernhof, aus welchem eben die Herde auf das Feld getrieben wurde, dann eine grüne Weide mit Kiefern und Steinen und Schafen — schwups,



war meine Leanda fort. Auf dem Bahnschotter war sie noch auf die Knie gestürzt, aber sogleich wieder empor und wie ein Pfeil hin gegen die Schafherde . . . Weiter weiß ich nichts, denn der Zug bog um eine Böschung. --

Und das ist die Geschichte vom Lamm, genannt die Leanda.

Wenn der Besitzer des Hofes nebst der Mühle am Bache diese Zeilen zu Gesichte kriegen sollte, dann sei er gebeten, das schöne weiße Tier den Winter über gut zu halten und zum nächsten Frühsommer es redlich in meinem Sommerhause abzugeben. Finderlohn was recht ist.

Ende.

Inhalt.

Druck von C. Grumbach.
Autotypien von Giesecke & Devrient.
Beide in Leipzig.





